AMERICANA

VON

KARL LAMPRECHT

Americana.

Reiseeindrücke, Betrachtungen,
Geschichtliche Gesamtansicht.

Von

Karl Lamprecht.

Freiburg im Breisgau.
Verlag von Hermann Heyfelder.
1906.

Den Spendern einer Bibliothek

für

universalgeschichtliche Studien

in dankbarer Gesinnung.

Im Anfange dieses Jahres habe ich in Köln einen politischen Vortrag gehalten. An Stelle eines Honorars, das ich bei politischen Vorträgen ablehne, wurde mir eine nicht unbedeutende Geldsumme übermittelt zur Beschaffung einer Bibliothek, welche als Grundlage für universalgeschichtliche Studien dienen soll, die ich in dem Historischen Seminare der Universität Leipzig eingehender zu entwickeln gedenke. Ein schönes Beispiel vorurteilsloser Förderung allgemeiner Ziele, auch wenn diese nicht gerade in der Vaterstadt der Spender verfolgt werden. Aber das Beispiel hat denn auch in Leipzig Nachfolge gefunden. In kurzer Zeit ist hier von freundlichen Gebern das Kölner Kapital stattlich vermehrt worden.

Man sieht: nicht bloß in den Vereinigten Staaten erkennt Bildung und Besitz die Pflicht an, wissenschaftlichen Studien Fürsorge zu widmen. Aber die Fälle sind doch in unserem Vaterlande noch nicht so häufig, als daß man nicht ganz besonders danken sollte. Ein freundlicher Zufall will, daß ich dies durch eine von Herzen kommende Widmung dieser kleinen Schrift tun kann.

Leipzig, den 25. Februar 1906.

K. Lamprecht.

Inhalt.

Americana.

Geschichte ist Erfahrung in großen Dingen.

Vorwort und Einleitung.

Ich habe gewißlich kein Buch über Amerika schreiben wollen. Und ich habe dazu auf meiner Reise durch die Vereinigten Staaten im Jahre 1904 auch nicht gesammelt. Ich habe nur photographisch und sprachlich in Bild und Tagebuch beschrieben und durchgedacht, was mir lehrreich zu sein schien für späteren gelegentlichen Gebrauch bei universalgeschichtlichen Studien.

Und nun doch dies Bändchen?

Man soll dem Teufel nicht den kleinen Finger reichen, sonst nimmt er die ganze Hand. Auch nicht dem Teufel der ganzen oder der halben Öffentlichkeit. Ich habe von meinen Erfahrungen gelegentlich mitgeteilt, in Bildern, Gesprächen, Vorträgen. Schließlich habe ich, von da vorwärts getrieben, zögernd und doch am Ende nachgebend Notizen aus einem der von mir geführten Tagebücher drucken lassen, in der „Kölnischen Zeitung“, Dezembernummern des Jahres 1905 (Nr. 1250, 1254, 1260, 1266, 1271, 1278, 1283).

Ich glaubte damit nicht etwas Besonderes zu tun, habe sogar einige Zeit gar nicht gewußt, daß der Abdruck erfolgt war. Da wurde ich aus der ruhigen Muße anderer Studien unsanft geweckt durch den Lärm, den meine Bemerkungen in Amerika gemacht hatten, und die Post brachte mir Zeitungsnotiz über Zeitungsnotiz von jenseits des Wassers, bis sich die Päckchen zu einem kleinen Schreibzimmerberge getürmt hatten. In den Artikeln dieser Zeitungen, namentlich der deutschen, wurde ich nicht immer zart behandelt; anfangs war die Entrüstung über einige meiner Äußerungen anscheinend ziemlich

allgemein; später, bei ruhigerer Betrachtung, hat aber auch ziemlich allgemein und sogar in einigen deutschen Kreisen eine Meinung überhand genommen, die meine Beobachtungen richtig, ja ich darf es wohl sagen: besonders richtig fand.

Im Mittelalter pflegte der Papst säumigen Bischöfen zu schreiben: nolite existere canes muti non valentes latrare. In literarischen Dingen bin ich nie ein canis non valens latrare gewesen. Denn wer eine Meinung äußert, muß auch bereit sein, sie zu verteidigen; das allein rechtfertigt ihre Kundgebung. Und so hätte mich wohl schon der Widerspruch, den ich teilweise fand, veranlassen können, meine Anschauungen in vertiefter Form zu wiederholen. Um so mehr wirkt die freundliche Beachtung, die meine Eindrücke schließlich doch vielfach gefunden haben, in dieser Richtung. Ich veröffentliche daher im folgenden diese „Eindrücke" noch einmal, bekräftige sie aber vor allem durch Publikation neuer Stücke, die ich aus meinen Aufzeichnungen so auswähle, daß sie meine Anschauungen nicht bloß fester fundamentieren, sondern zugleich deren Entstehung dokumentieren. Endlich füge ich die Skizze einer historischen Gesamtanschauung der Vereinigten Staaten hinzu, wie ich mir diese auf Grund wesentlich auch geschichtlicher Studien gebildet habe.

Zur ersten Einführung aber in den allgemeinen universalgeschichtlichen und kosmopolitischen Zusammenhang, aus dem heraus allein sich meine Auffassung der amerikanischen Verhältnisse ergibt, sende ich einige Worte voraus, die ich vor nicht allzu langer Zeit in ganz anderem Zusammenhange und in ganz anderer Absicht an meine deutschen Landsleute und jungen Kommilitonen an der Leipziger Universität richten durfte:

Goethe hat in einer der tiefsten geschichtlichen Bemerkungen seiner Farbenlehre geschildert, welch ungeheuren Einfluß die astronomische Lehre des Kopernikus auf die Menschenwelt gehabt habe: der Erdenbewohner, der sich bisher als Mittelpunkt des Universums vorkam, habe sich umdenken müssen in die Rolle des Insassen eines mittleren Planeten; wie viel Verzicht auf alten Glauben, eingebürgerte sittliche Vorstellung und

Sitte, ja Umbildung des alltäglichen Denkens und Handelns habe das erfordert: Jahrhunderte seien darüber hingegangen, ehe man sich völlig in die veränderte Lage gefunden habe.

Ein ähnlicher Umdenkungsprozeß, zwar nicht von so weiter Ausdehnung, aber von um so innerlicherer Bedeutung und auf einem Gebiete von um so häufigerer Einwirkung, wird heute dem deutschen Volke zugemutet. Nicht der himmlische Kosmos hat sich für uns verschoben, wohl aber der irdische, der Kosmos der Menschenwelt. Und davon, daß wir die damit eingetretenen Wendungen rasch verstehen und ohne Wanken die nötigen Folgerungen ziehen, hängt ein gutes Teil unserer nationalen Zukunft ab.

Es war wahrlich ein groteskes Schauspiel, als vor und noch während des russisch-japanischen Krieges das Volk der Denker und Dichter, das Volk, das sich der ersten wissenschaftlichen Stellung in der Welt rühmt, Wesen und geschichtliche Entwicklung der Japaner so verkennen konnte, daß es seine Kultur als Halbkultur, seine Zivilisation als Barbarei bezeichnete. War es denn wirklich nötig, daß ein Volk von so ausgesprochener Kulturhöhe seine Zugehörigkeit zur Zivilisation des Erdballes in unseren Tagen erst durch Kampf und Sieg eines ungeheuren Krieges beweisen mußte?

Es ist eine Lehre gewesen, aus der die Nation hoffentlich alle Konsequenzen zieht. Die drei Weltteile höherer eigenständiger Zivilisation, Asien, Europa und Amerika, haben in der Entwicklung der alten mittelamerikanischen Reiche von Mexiko und Peru eine Kultur, die der unseres hohen Mittelalters gleichstand, in der Entfaltung der indischen, chinesischen und japanischen Geschichte aber Kulturen hervorgebracht, die, wenn auch zu anderen Formen durchgebildet, doch ihrem inneren Gehalte nach vielfach ebenbürtig dastehen neben der Entwicklung der vorderasiatisch-europäischen Kulturen. Von diesen Kulturen sehen die indische und die chinesische auf ein so hohes Alter zurück, daß sie mit der Zivilisation unserer antiken Welt, der Römer, der Griechen und der Vorgänger dieser vergleichbar sind; die japanische Kultur aber baut sich auf der chinesischen

und indischen auf, wie die unsere sich auf der antiken. An zwei Stellen der Welt also, und nicht bloß in Europa und an den Mittelmeergestaden ist solch eine im eigentlichen Wortsinn pyramidale Entwicklung der Kultur eingetreten; und es ist heute eine der wichtigsten Forderungen wahrer Menschlichkeit, daß diese beiden Entwicklungen sich gegenseitig verstehen lernen, anerkennen und achten.

Über diesen Stufenaufbau der alten Kulturen aber hinaus wohnt unsere Zeit den merkwürdigen Bildungsvorgängen einer ganz neuen Stufe in Nordamerika bei. Gewiß: dieser Vorgang verläuft jetzt noch in den Anfängen; die alte Yankeekultur Neuenglands hat sich verflüchtigt und ganz Neues ist, vornehmlich in dem zentralen Gebiete der Union, in den Staaten des Mississippitales erst eben im Werden: jugendlich noch ist diese Kultur, von oft ungeschlachtem Idealismus und von wenig anmutiger Haltung; aber wer tiefer sehen will, der schaut durch all die Äußerlichkeiten hindurch doch in das Aufquellen eines neuen historischen Daseins von unendlichem Reichtum: wie etwa der Architekt in den spröden Formen einer frühgotischen Kirche gleichsam den Reichtum der Kreuzblumen, Fialen, Wimperge, kurz die ganze Blüte der Formenwelt eingebettet findet, die die Entfaltung des Stiles in seiner Höhezeit einmal aufzuweisen bestimmt ist.

Innerhalb eines so wunderbaren Werdens geziemt es einer alten Kulturnation, wie der unseren, nicht, sich auf heimische Dinge zu beschränken. Wir sind stark genug, auch in der neuen Lage, die eine erste praktische Einordnung aller Nationen in das große Ganze der Menschheit bedingt, unseren Platz zu wahren. Aber es kann nicht in hochmütigem Ablehnen dessen geschehen, was uns noch fremd ist, sondern nur in dessen freudigem Studium: wir müssen die Nachbarn mindestens genau kennen, mit denen wir in dem großen Palast menschlicher Zivilisation, nun enger aneinander gedrängt, wohnen sollen, sollen wir sie lieben und schätzen, sollen wir ihnen auch unsere Eigenart vertraut und bedeutsam machen. Der alte ideologische Kosmopolitismus, der von der Gleichheit aller Menschen be-

dingungslos schwärmte, er ist verschwunden: wer ruft heute noch im Sinne Schillers und Beethovens: „Seid umschlungen, Millionen, einen Kuß der ganzen Welt!" Aber ein neuer Kosmopolitismus ist eingezogen; ein praktischer Kosmopolitismus, der sich neben anderen sieht, und der, um das eigene Selbst zu behaupten, vor allem der Kenntnis des anderen nachgeht.

Darum hinaus mit der Jugend — hinaus in das Getriebe der Staaten Europas, das Durcheinander der Völker der Welt! Und man klage nicht, daß über diesem Rufe die Heimat zu kurz kommen werde. Wir Deutschen sind reich an Heimatsgefühl, schon durch dessen vielgestaltige Gliederung in die sittlichen Gefühle alter Familienzusammenhänge und regionaler Verwaltungstätigkeit in Körperschaften, Gemeinden und Provinzen, wie in die politischen Gefühle der partikularen Staatsgemeinschaft und der Zugehörigkeit zum Reiche. Und wie sind alle diese Gefühle seit 1870 neben und durcheinander gepflegt worden! Jetzt heißt es ihr Wertvolles eben dadurch betonen und läutern, daß sie einem Prüfungsprozeß auf Schlacken ausgesetzt werden durch den Zusatz eines neuen praktischen Kosmopolitismus. Und darum: Hinaus, du Jugend, mit frischem Mut und frischem Auge; sei es im Reisehut, sei es auf dem Wege der Lektüre und der wissenschaftlichen Forschung: hinaus in die Welt, die wir ganz kennen müssen, um uns selber recht zu kennen und recht zu beherrschen.

Die tiefe Wandlung des Weltgefühls aber, wie wir sie erleben, übt schon jetzt entscheidende Wirkungen aus auf unser Nationalgefühl. Jenes Nationalgefühl, das nur die eigene Nation als trefflich kennt, das ruhmredig ist und unduldsam: ein Gefühl, das sich geschichtlich bis auf die allen edlen Völkern einmal eigene Urform zurückzuverfolgen läßt, daß sie nur sich als wirkliche Menschen anerkennen, die anderen aber höchstens als Barbaren: es ist heute im Verschwinden; nur, wie es Verfallserscheinungen zu gehen pflegt, flackert es wohl noch einmal in besonderer, verzerrter Gestalt auf, in der Gestalt des Chauvinismus. An die Stelle aber tritt ein anderes Ge-

fühl, das wir kaum noch Affekt nennen möchten, sondern felsenfeste innere Sicherheit: das Gefühl, daß wir notwendig sind in dem arbeitsteiligen Kosmos der Nationen; und daß die Welt schon zu arm ist an Originalität, als daß sie des besonderen deutschen Genius entbehren könnte. In dieses Gefühl, wie es einem veränderten Kosmopolitismus entspricht, leben wir uns heute hinein: in unsere besondere nationale und zugleich universale Rolle in dieser Welt: und in ihm wollen wir leben und sterben.

Reiseeindrücke.

Auf einer Reise durch Kanada und die Vereinigten Staaten, die von Juli bis November 1904 währte, habe ich zwei Reihen von Aufzeichnungen gemacht. Die eine Reihe, mehr gelehrten Inhalts, vielfach auch nur wissenschaftliche Probleme aufwerfend, ist mir inzwischen bei Ausarbeitung von akademischen Vorlesungen über amerikanische Geschichte von Wert gewesen. Die andere Reihe, die unmittelbar Beobachtetes festzuhalten und zu verstehen sucht, lege ich hier in einer Auswahl vor. Zur Lektüre bitte ich dreierlei bemerken zu dürfen, nämlich:

1. Ich habe die Aufzeichnungen nachträglich kaum auch nur retuschiert. In dem absolut Unmittelbaren, unter Umständen sogar Widerspruchsvollen der Wiedergabe scheint mir, wenn sie überhaupt irgendeine Bedeutung haben, ihre Bedeutung zu liegen; darum durfte dieses auch stilistisch nicht verwischt werden.

2. Unmittelbar auf einen kurzen Zeitraum und einen begrenzten Gegenstand gerichtete Urteile sind notwendig einseitig. Ich beanspruche nicht, im folgenden mehr als subjektive Beobachtungen wiederzugeben; höchstens, daß das bei meinem Berufe unvermeidliche historische Denken einen stetigeren Hintergrund gewährt. Zudem bedingt die Darstellung des einzelnen, soll sie die Einbildungskraft erregen, eine Schärfe, die den Dingen teilweise fehlen würde, würden sie in jener breitesten Umwelt gesehen und beschrieben, in der sie sich tatsächlich befinden. Aus diesen Umständen ergibt sich, daß ein Gesamturteil über Amerika, insbesondere die Vereinigten Staaten, leicht

günstiger ausfallen könnte als eine bloß aus den folgenden Beobachtungen hervorgehende Abstraktion. Für meine Person jedenfalls stehe ich gar nicht an, zu erklären, daß, soll ich ein Gesamturteil aussprechen, was unter den heutigen amerikanischen Zuständen zugleich ein Urteil über deren Zukunft einschließen würde, dieses weit günstiger ausfallen würde als der Gesamteindruck aus meinen einzelnen Aufzeichnungen, die sich zumeist mit dem Sichtbaren und Nächstliegenden beschäftigen. Ich glaube fest an die künftige Größe dieses Landes, wenn nicht schwere politische Fehler, namentlich im Sinne eines übertriebenen Imperialismus, gemacht werden; ich halte seine Hilfsquellen, physische wie psychische, noch keineswegs für erschlossen, geschweige denn für erschöpft, und ich kann die Meinung jener Beobachter, die einen Verfall wittern wollen, nicht teilen. Was wir vor uns sehen, ist unfertig und unvollendet, und darum gelegentlich auch abstoßend, aber nicht absterbend und verwelkt; und eben das Wort Werden ist der Grundton der amerikanischen Entwicklung.

3. In Hinsicht auf die nur in kleiner Auswahl aufgenommenen landschaftlichen Schilderungen sehe ich mich zu einer letzten Bemerkung gezwungen. Ich habe alles mich Interessierende, was gesehen werden konnte, auch nach Kräften photographiert; vor allem also auch die Landschaften. Das erlaubte eine starke Kürzung meiner schriftlichen Notizen; sie geben nur Nachricht von dem gleichsam Unphotographierbaren: von Licht und Luft, von Farbe und Stimmung, von menschlichem Einwirken auf die Natur in den feineren Formen des Anbaues.

* * *

An Bord des Dampfers „Kaiser Wilhelm II.“
26. Juli 1904.

> Illi robur et aes triplex
> Circa pectus erat,
> Qui fragilem truci
> Commisit Pelago ratem
> Primus.

Etwas von dem Inhalt des Horazischen Verses empfindet auch heute noch der Mensch, der mit dem Bewußtsein seiner

Empfindungen zum erstenmal eine Fahrt über den Ozean wagt: noch ein wenig Abenteuererlust und noch ein letztes sterbendes Tröpflein von Heldentum.

Aus Bremen abgefahren mit „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“. Die Deutschen haben noch keinen maritimen chant du départ. —

Die großen Dampfer nehmen dem Fahrgast das unmittelbare Verhältnis zum Meer: entfernen ihn von der Natur, je mehr sie Naturkräfte einspannen. —

Das Wasser, der primitive Aufenthalt alles Lebens, erscheint uns nur zu leicht unfruchtbar. Denn immer gärt es auf wie ein Urelement trotz seiner nährenden Substanzen: und sinkt abends der Feuerball glühend in seine Fluten, so erscheint das Chaos von neuem geboren, und seinem geheimnisvoll durchschimmernden Blau, seinem drohenden Stahlgrau unter den leisen Lichtern des Mondes, seinen Abgründen gleich einer flüssigen Bronze scheinen Urgestalten der Tiefe entsteigen zu müssen.

Die Poesie des großen Meeres (Ozeans) ist von der Dichtung noch nicht ergriffen (wenigstens nicht von der deutschen): so wenig wie die Poesie der höheren Gebirge, ehe sie leicht gangbar waren (Alpen — erst Segantini schilderte die höchsten Firsten): die Gefahr muß aufhören, ehe die Betrachtung beginnt. Am meisten noch in der Musik erreicht: Schubert („Ans Meer“), Wagner („Fliegender Holländer“), auch Weber („Oberon“). Daneben käme die Malerei in Betracht: Courbets „Große Welle“, Edward Morans „Highway of the nations“. — Die Ozeanwelle ist keine Welle, sondern ein Gewell, ein Wellenkomplex, Wellengebirge. In seiner Gestaltung tausend Mannigfaltigkeiten, und in diesen seine Poesie. Dazu das Moment der Einsamkeit wie im Hochgebirge. Und die beherrschende Einheit von Belichtung und Färbung: Gold, Silber, Bronzetöne, die ganze Reihe lebendigfarbiger Metallreflexe; das Dunkel der Tiefe, seine Auflösung in den schwärzesten aller grünen Schäume. — Endlich die Poesie des Windes für Auge und Ohr: die fortjagenden Staubwolken schäumenden

Wassers, ihr raschelndes, prasselndes und zischelndes Auffallen auf den tiefen Grundton der Welle.

28. Juli 1904. Von hoher See aus gesehen, machen alle Länder einen kleinen Eindruck: erscheinen als Ausnahme vom Durchschnittsdasein der Erde im Wasser.

29. Juli 1904. Eindrücke der amerikanischen Gesellschaft auf dem Dampfer. Es fehlt der Schliff feinster Kultur, die leise Erfahrung, die überall begrenzt und ziseliert, wohl auch gelegentlich resigniert. Nirgends zarteste Nuancen; ein großes und derbes Dasein; namentlich das der Männer.

Die Musik, die gefällt, ist die einfach liedmäßige, ja, nicht einmal an erster Stelle diese, sondern der Tonspektakel etwa eines übermodernen Marsches. Eindruck einer jünglinghaften Gesellschaft, mit allen ihren Vorzügen: leichtes Sichöffnen; optimistischer Gesichtsausdruck; massiver Humor.

Verehrung der Frauen wie im mittelalterlichen Rittertum. Die Frauen vertreten die feineren Nuancen des Daseins. Was für die Ritter das Abenteuer war, ist für den amerikanischen Mann die Spekulation: business als Aufregung.

— — Zweifelsohne hat die Kolonisation in Amerika den übergewanderten Teil der europäischen Völker verjüngt. Wie dieser Prozeß innerlich zu erklären? Summen von neuen rohen Reizen, die groß genug sind, das psychische Niveau gewohnter Feinheit zurückzuschrauben?

Rolle der Kolonisation überhaupt: a) Bei Völkern niederer Kultur schafft sie durch Lieferung zahlloser neuer Reize die Möglichkeit des Fortschritts. b) Bei alten Völkern gewährt sie dem auswandernden Teile Verjüngung — wenn er dieser noch fähig ist. Diese Fähigkeit aber haben vornehmlich die niederen Klassen, weil überhaupt kulturell noch verhältnismäßig primitiv: daher müssen diese vor allem auswandern, soll eine neue Höhe der Kultur entstehen. Je primitiver und niedriger diese Klassen daher sind, um so besser schließlich! Nicht brauchbar dagegen sind durch Zivilisation seelisch schon inkrustierte Völker, wie z. B. die Chinesen: diese daher in den Vereinigten Staaten auch aus diesem Grunde abgelehnt.

1. August 1904. Charakteristisch die Gepräge der U. S. A.-Münzen, die ich soeben zum erstenmal sehe: auch in den neuesten Ausprägungen von unerhörter Roheit. Zu erfragen, ob dafür ein besonderer Grund maßgebend. Aber selbst, wenn dies der Fall: das Schönheitsgefühl einer verfeinerten Gesellschaft würde gegen solche Prägungen unter allen Umständen protestieren.

New York, 3. August 1904. Nur Komfort des Verstandes, nicht des Herzens und alter Kultur. Daher extreme Arbeitsteilung: niemand kümmert sich um den anderen, und der Mensch Maschine. Bezeichnend die großen Hotels, wo sich die Beamten (einen Wirt gibt es nicht) um den Reisenden wie um ein Frachtstück bemühen: kein Willkommen, kein Wort des Abschiedes; der Gast läuft nur durch die Bücher, nicht durch das Interesse des Hauses.

Hudson aufwärts, 5. August 1904. Wundervoller Tag, milde Farben, helles Blau am südlichen Himmel, wie von zu erwartendem Gewitter. Der Hudson mit dem Rheine kaum zu vergleichen; es fehlen schon die Kulturelemente des Weines und der Burgen; auch die Formation ist anders: leiser streichende Züge; manche Stellen, an sich von großartiger Schönheit, mögen an die Gegend am Drachenfels oder bei Andernach erinnnern. Dagegen lassen andere Partien, oberhalb der Palisaden z. B. wie oberhalb Newburgh, eher an die Mosel denken: Wiesen und Obstanlagen, die sich in die Höhe ziehen; nur die Größenverhältnisse um vieles gewaltiger. Daneben Ähnlichkeiten mit dem nordböhmischen Elbtale und vor allem an einigen Strecken mit der Seelandschaft von Södermanland. Dies letztere für jemand, der nur Europa kennt, wohl der schlagendste Vergleich wegen der Ähnlichkeit der Kulturausstattung: an beiden Stellen sieht das Ursprüngliche noch stärker durch als in Mitteleuropa. Endlich aber und vor allem finden sich Stellen sui generis, so die gewaltigen Bergpalisadenpartien am Westufer des Unterlaufes und die ganze Lage von West Point Newburgh; auch die Stelle, wo im westlichen Hintergrunde die Catskillberge erscheinen.

Hudson, 5. August 1904. Amerikanischer Wald. Nicht

so dicht wie der deutsche: die Sonne scheint viel mehr durch, weiterer Stand der Bäume (diese mehr Individuen), dünneres Laubdach. Dazu Zeichen des Südens: größere Blätter, immergrüne Belaubung. Leichter Übergang zur Parklandschaft der Wiesenränder. Die Farben sind an sich lebhafter als in Mitteleuropa. Aufdringlicher schon, weil auf größere Blätter verteilt. Aber außerdem auch an sich lebhafter. Dies klar z. B. an den Gräsern der Waldwiesen, an den Farben der Sumpfpflanzen u. a. m. Der Indian Summer gleichsam nur Konsequenz dieser allgemeinen Erscheinung. So auch der Volkscharakter: Überwiegen einer gewissen Impulsivität; da eben kommt das keltische Element zu seinem Recht, kommt das Negerelement heraus. In Saratoga der Abend eher italienisch oder französisch als englisch oder gar deutsch.

Zwischen Saratoga und Lake George. Unfruchtbare Landschaft ehemaliger Vergletscherung. Das Land teilweise schon wieder verlassen, viele wüste Stellen, auf denen, wenn dünner Sand vorhanden, als charakteristische Pflanze die Königskerze herrscht, beweidet von dürrem oder wenigstens nicht fettem Vieh; auch verwüsteter Wald, kleine Büsche, einzelne Bäume auf strauchbedecktem Feld, teilweise von Schlingpflanzen umrankt, teilweise angebrannt oder verbrannt. Dazwischen behäbige Farmen. Der Anbau nach europäischen Begriffen roh; die Feldniveaus nicht ausgeglichen, die Raine nicht sicher bewahrt; viel Unkraut, viele unangewachsene Stellen. Die Natur nur benutzt, soweit sie im Augenblicke unbedingt benutzt werden muß; tritt sie außer Gebrauch, so werden die Reste der bisherigen Nutzungsform vernachlässigt, weggeworfen. Der Totaleindruck noch heute der der Vergewaltigung: wüste Stellen, geplünderte Wälder, neben eleganten Häusern Grasplätze, ja Abladestellen für Unrat; unzählige Haufen verrosteten Bleches. Trotzdem für den Europäer der Eindruck der einer wilden Schönheit (schwerlich für den Einheimischen). Paralleleindruck einer Stadt wie New York mit ihren Skyscrapers. Anbau ut fons, ut nemus placuit. Reizende Zentren um die Holzkirchen. Lange Straßenreihen an der Bahn hin. Wohliges

des Holzhauses: Farbe (lebhaft grün, gelb, blutrot), bei den neueren Häusern fast stets Veranden und Galerien.

Lake George. Schon ein klein wenig nordisch. Stockholm, aber lyrisch gemildert. Die Birke gelangt schon zu Wohlgefühl. Zum Vergleiche deutsche Seen: Eutin? Kellersee? Diese weit lieblicher und nicht so „nordisch". —

Mit der amerikanischen hohen Kultur ist's wie mit der amerikanischen Küche; die Auswahl ist groß: Erfindungs- und Erweiterungsgeist läßt sich nicht vermissen, und man sieht die künftige Bedeutung so ungefähr voraus, aber einstweilen bleibt es noch wesentlich beim Programm; es wird schlecht serviert, und Dyspepsie lauert im Hintergrunde. —

Eine Kolonisation, die alsbald Städtekultur bekam, war die deutsche des 12. bis 14. Jahrhunderts: früh geldwirtschaftlich. Eine verwandte Kultur, die der Vereinigten Staaten, spät geldwirtschaftlich. Unterschiede: das platte Land in Deutschland zunächst zurückbleibend, in U. S. A. zugleich erschlossen (Eisenbahnen erschließen und kolonisieren auch das platte Land): gleichmäßigere Kultur als in dem Deutschland des 14. bis 17. Jahrhunderts.

Lake Champlain. Schwer einheitlich zu beschreiben. Ein Bett wie der Bodensee; Fdrbe im oberen Teile gelblich, nachher gurkengrün; an beiden Enden (oben wie unten) niedrige Ufer: in der Mitte östlich die Green Mountains (wie ein kleines deutsches Mittelgebirge), westlich die Adirondaks (etwa dem Riesengebirge gleichend). Schönster Blick auf die Höhe des Sees bei Burlington.

Nichts erinnert um Lake George und Lake Champlain mehr an die Indianerzeiten, von denen Cooper den Kindern aller Nationen erzählt hat — es sei denn die künstliche Wiederaufnahme der Kanuform der Rothäute im Bau der jüngsten Luxuskähne; und selbst auf die säkulären Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern weisen kaum noch vereinzelte Ruinen vereinzelter Forts zurück.

Die Seen sind noch heute keine Kulturseen, wie etwa die Alpenseen, besonders die südlichen, etwa Gardasee oder Langen-

see: im wesentlichen nur der Sommerfrische dienen ihre von Hotels besetzten Ufer, und dazwischen lugen aus den Wäldern einsam noch hier und da sogar weiße Zelte von camping parties hervor.

Zweifelsohne noch ein südlicher Zug im Charakter des Landes bis Montreal bzw. Plattsburgh. Heißere Sonne, glühendere Farben; stärkeres Außenleben der Bevölkerung im Sommer; lebendigeres Temperament. Und doch neben alledem ein leiser Zug nordischer Melancholie!

Haupthotel am Champlainsee das Hotel Champlain: liegt inmitten des weitesten Umkreises von Fernsichten auf Seen und Berge; so haben sich etwa im kleineren Umkreise die Römer des Aussichten beherrschenden Bajaes als Sommersitzes bemächtigt.

6. August 1904. Parallel zur Waldverwüstung stehen die mannigfachen Arten, in denen auf die Nerven der Bevölkerung losgewüstet wird. Am einfachsten zeigt sich der Raubbau auf die Nerven in der rücksichtslosen Verübung von jederlei Lärm. Und hier stehen obenan die Eisenbahnen, die um so mehr in Betracht kommen, als sie häufig durch lange Straßenzeilen von städtischen und ländlichen Ansiedlungen laufen. Welche Art von Raubbau schädlicher auf die Zukunft des Volkes wirken wird, die physikalische oder die psychologische, ist schwer zu sagen. —

Zeit in der Geschichte. Die Gegenden des George- und des Champlainsees, Schauplätze einer so lebendigen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert, zeigen kaum noch Spuren von dieser. Man sieht daraus, wie viel Geschichte über den Erdboden dahingegangen sein kann, ohne Denkmäler zu hinterlassen. Primitiver Boden unterscheidet sich darin lange Zeit kaum vom Meere: er beseitigt die Eindrücke, die Menschen hinterlassen, wie dieses, ist also für die Anschauung später Geborener geschichtslos. —

In den nordöstlichen Staaten wächst die Bevölkerung zu unheimlicher Schlankheit, besonders die Frauen. Unerhört lange Beine, kaum noch Andeutung des weiblichen Beckens. Dazu sehr viel Brillenträger, namentlich auch unter den Frauen.

Erbliche Belastung mit Kurzsichtigkeit oder übertriebene Naharbeit in der Jugend? Wohl meist das erstere, da schon viele junge Mädchen Brillen tragen. Schlechte Zähne. —

Die Negerfrage schon wegen der Mischlinge schwer zu lösen. Diese gehen in unzähligen, teilweise sehr feinen Nuancen zum Weißen über und sind jetzt auch in den Nordstaaten so häufig, daß sie Teile des Totaleindruckes der Bevölkerung bilden. Sie erscheinen dabei von den unteren Klassen schon rezipiert, sind Angeheiratete weißer Familien usw.

Der Neger (und Mischling) hat auch in seinem bloßen Auftreten noch etwas im tiefsten Ungeschlachtes, selbst wenn es sich um verhältnismäßig graziöse Individuen, die gar nicht selten sind, handelt. Er leidet für die ihn umgebende Zivilisation gleichsam an einem Überschuß von Muskelkraft: stellt, legt, setzt alles mit Gewalt, so daß man für jeden gebrechlichen Gegenstand in seinen Händen fürchten muß; tritt schwer auf (womit er übrigens bei den Weißen Mode macht) usw. —

Wirtschaftlich charakteristisch das absolute Durchsetzen der geldwirtschaftlichen Formen; kein Kompromiß mit der Vergangenheit wie in Europa: keine Trinkgelder, keine Zugabe, kein Patriarchalismus — und zunächst kein Herz. Freilich: kann eine große menschliche Gemeinschaft auf die Dauer ohne dieses bestehen? Es bilden sich neue Formen vom Boden des demokratischen Prinzipes her: vor allem ein geselliger Verkehr aller Stände miteinander.

Plattsburgh-Montreal. Gegend eben, sandig, schlecht angebaut in den U. S. A. Sorgsamer alsbald in Kanada (auch soweit die allgemeine Landesverwaltung im Anbau durchblickt), und hier die Ähnlichkeit mit Norddeutschland, namentlich dem Osten, unmittelbar über der Elbe, evident; manches erinnert auch an Südschweden. Dieselbe Landschaft, derselbe Himmel, derselbe Pflanzenwuchs (wenn auch noch etwas gröber). Der Betrieb natürlich extensiver: viel Weide; sehr viel Haferbau. Große Kirchen. An einzelnen Stellen ist das Gefühl, in Deutschland zu sein, vollständig, trotz des anderen Baues der Farmen.

Im einzelnen: überall schon die Feldsteine in Haufen zusammengebracht, die Beete durchgezogen — auch da, wo noch vereinzelte schöne Bäume als Zeugen früheren Waldes stehen. Doch geht der Pflug noch sehr flach ($^1/_2$ Fuß tief etwa). Gut gepflegtes Vieh. Überall abgezirkelte Ordnung. (Franzosen!) Die Grenze eine nationale. Alle Vorteile auf seiten Kanadas — sieht wie Europa aus neben dem Boden der U. S. A. (Staat New York). —

Die kanadische Frage will für sich studiert sein. Hierzu nötig die Hilfe der Franzosen. Hauptfrage: Wie hat sich das Franzosentum in Kanada innerlich abgewandelt? Inwieweit mit den Engländern verschmolzen oder nicht? Nebenfrage: Was bedeutet in diesem Zusammenhang die katholische Kirche?

Zur Lösung eine äußerliche Bemerkung: Das Land zu stark gerodet, wie daheim in Frankreich — große, ununterbrochene Flächen von Weide und Acker. Keine Schattenbäume in den Städten, keine Veranden an den Häusern wie bei Deutschen und Engländern: kein Gehenlassen der Natur. Neben Höfen dichte Dörfer mit Häusern, die sich aneinanderdrängen, Höfe gern leuchtend weiß gestrichen. Häuser auf dem Lande, soweit Stein, mit französischer Schornsteinanlage im Giebel. —

Einige Bemerkungen gelegentlich des Besuches von Montreal. Das gewaltige Leben überrascht ebenso wie vorher, wenn man vom Süden kommt, das gut gehaltene Land. Zudem viel Reichtum. Vom alten Montreal steht nur noch weniges, unter anderem die Grundmauern der ursprünglichen Residenz des französischen Gouverneurs, eines sehr bescheidenen Baues mit der charakteristischen Kaminanlage im Giebel. Daneben in der Nähe der ältesten Kirche N. D. du Bon Secours, die man leider dem Lorenzstrom zu durch einen neueren Ausbau verunschönt hat, noch einige alte Privathäuser. Hier schon Anfänge der für Montreal charakteristischen Bauart: Einfamilienhäuser, aber nicht mit Veranda zu ebener Erde (dies Stil der Engländer mit sich leichter öffnenden Sitten), sondern mit

einem nur als Zierat über der Haustür gedachten Balkon und Mansarden. Bei dem außerordentlichen Bauaufschwung, den Montreal seit etwa zwei Jahrzehnten erlebt hat, diese Motive aufs mannigfachste variiert.

Hier also noch etwas Französisches. Wieviel aber in den Sitten? Ferner: gibt es einen besonderen französisch-kanadischen Typus, entsprechend dem Yankeetyp der Engländer? Einheimische bestreiten das entschieden und behaupten eine Mischung von Engländern und Franzosen, bei der die Franzosen zu kurz gekommen seien. Zur Lösung der Frage müßte vor allem Literatur und Kunst des französischen Kanadas herangezogen werden.

6. August 1904. Montreal—Toronto. Zum erstenmal ganz der Eindruck des großen Raumes, auf Meilen und Meilen hingestreckt immer dasselbe Bild; ein für die einzelne Wirtschaft auseinandergezogenes und der Regel nach landwirtschaftlich weniger intensiv durchgestaltetes Bild Westfalens, bei im allgemeinen noch flacheren Niveauunterschieden und teilweise schlechterem Boden; zudem fehlen an vielen Höfen (Holz- und Steinbauten) die westfälischen Baumgruppen von Nutzholz (eiserne Geräte?). —

Amerikanische Raumvorstellungen sind ganz allgemein neu: gleich groß in der Nutzung und im Schaffen extensiver (großer) wie intensiver (an sich kleiner) Räume: Farmen und Skyscrapers; Pacificbahnen und Lifts. —

Übrigens: würde Norddeutschland von etwa Hildesheim bis Posen bei gleicher Kultur wie Kanada weniger uniform aussehen? Die Kultur uniformiert ein Land in gewissen Kleinigkeiten; im ganzen differenziert sie es, indem sie das Besondere nutzt und dadurch hervorhebt. Dies auch ein Grund der Mannigfaltigkeit von Europa. —

Ganz herrlich ist der Nordstrand des Ontariosees bebaut; üppig und fleißig, und nur noch die flache, aber offenbar genügende Furche erinnert an Kolonisation. Große Farmen, mit reichen, der Feuersgefahr wegen zerstreuten Holzscheunen liegen in stattlichem Zusammenhange, umspielt von den wind-

bewegten Wogen großer Getreidefelder, die im August vom Grün dem Gelb entgegenreifen, unterbrochen durch Wiesen und Weiden im Frühlingsgrün eines stark graswüchsigen Bodens; im Hintergrund die zwischen Violett, Blau und Smaragd schillernden Wasser des Ontario. Hier auch Futterkräuter sehr häufig, besonders Klee; schon gilt nicht mehr das Taciteische Sola terrae seges imperatur. —

8. August 1904. Die amerikanische Kunst beginnt mit der Nachahmung der alten europäischen Stile, häufig, wie in allen Kolonien, in sehr übertriebener, weil unverstandener Weise. Die letzte Periode fällt zusammen mit dem Stil des zweiten französischen Kaiserreichs, der an sich schon übertrieben war, und wirkt daher, vornehmlich in den Produkten des Kunstgewerbes, besonders unangenehm. Eigenes Amerikanisches, dem Lande Angepaßtes und ihm zum größten Teile Entsprungenes erst mit dem Jugendstil. Fällt zusammen mit der Entwicklung großer Reichtümer zum Luxusgebrauch. —

In Toronto wesentlich noch englische Typen. In Niagara Falls kann man von ihnen als den durchaus herrschenden nicht mehr sprechen. Eine neue Einheit der allgemeinen europäischen Typen freilich auch noch nicht erreicht, wenn auch speziell amerikanische Anfänge: knochige Hände (daher die viele Manikure), langgestrecktes Gesicht, Hervortreten schärferer Züge, vor allem längerer Wuchs, vornehmlich wieder bei den Frauen, unter Breitenverlusten in der Beckengegend. Diese Eindrücke nehmen nach Westen hin zu, das Land ist nicht englisch, sondern europäisch. Doch zu bedenken, daß Englisch die durchgehende Sprache ist, desgleichen auch englische Sitte.

Niagarafälle. Die Mengen lebendigen Wassers, von der Sonne in tausend feine Farbenschattierungen gekleidet, stürzen einer Tiefe zu, die niemand sieht, da sie von dem aufspritzenden Gischt, dem vom Falle erzeugten Dunste selber verborgen wird. Ein Abbild der Wirkung der Großen in der Geschichte, vornehmlich in der Entwicklung der wahrhaft

vorwärtsweisenden Seeleneigenschaften der Menschheit. Sie drängen mit ungeheuerem Ernste zur Tiefe, ihnen selber unbewußt, erleuchtet vom Strahl der allgemeinen Entwicklung; aber die Umstehenden, die Zeitgenossen, sehen nur den verursachten Nebel, und nur wenige folgen mit bewunderndem Blick den leichten Wölkchen, die sich in schneeiger Weiße von ihnen abheben und zum Himmel aufstreben, um sich für ihn und in ihm zu lösen. —

Einförmigkeit der Bildung des Landes schon im Osten: da war alles Wald und Sumpf, und erst recht jetzt im Westen: Prärie; unendlich weite Flächen fast gleichen Niveaus westlich von den Ausläufern der Alleghanies erleichtern den Fortschritt der Ansiedlung und machen den Bahnbau zu einer Freude, gegen welche die wenigen großen Hindernisse (Niagarabrücken) wenig bedeuten. —

M i c h i g a n. Anfangs (im Osten) noch die einfachen geraden Bodenflächen wie östlich von Detroit, dann bewegteres Land, die Flüsse tiefer eingegraben, heiterer Anblick leiser Hügel, und immer reicherer Anbau. Dazu neue Erscheinungen: wirklicher Waldbestand, erst auf absolutem, dann auch anderem Waldboden, die Farmen bald von Obstbäumen umgeben; hier und da ein Kohlgarten, grünende Wiesen, ja Blumen: Malven und Storchschnabel. Man glaubt sich in Deutschland; wären die Hügel höher, die Wälder zahlreicher, das Ganze aus dem Horizontalen mehr ins Vertikale gezogen und verjüngt, so könnte es trotz abweichender geologischer Bildung Hessen (zwischen Bebra etwa und Gießen) sein. —

Heute der zweite merkwürdige Sonnenuntergang (nach einem ersten über dem Golfstrom). Während dort alles wie mit weichsten Pastellfarben vertrieben erschien, war diesmal der Himmel über dem Michigansee wie in Aquatinta behandelt. Übergang vom schmutzigen Orange am Horizont über Gelb und Hellgrün zu einem zarten, im Zenith schließlich leuchtenden Blau. Darüber in groben Wischern, so daß man an einzelnen Stellen fast Linien zu sehen glaubte, lang horizontal hingeschobene, dunkelgraue bis schwarzgraue Wolken nebst da-

zwischen hinstürmenden haifischmäßigen Wolkengebilden. Unter alledem ein dunkel drohender Wald. —

9. August 1904. Jede Kolonisation ist um so schwieriger, von je höherer Kulturstufe sie ausgeht. Denn die Kolonisten wollen natürlich dem Mutterlande nahe kommen, ja, es übertreffen. Das bedingt aber bei hoher Kultur des Ausgangslandes auf dem Kolonisationsgebiete die rasche Überwindung enormer Kulturdifferenzen. Dies ist wohl niemals mehr gefühlt worden als in der Entwicklung der Vereinigten Staaten. Denn dies ist die einzige Kolonisation eines wirklich ganz neuzeitlichen, protestantischen und im Protestantismus besonders freien Volkes. Glücklicherweise die Kultur des Mutterlandes in noch relativ gebundenen Formen übermittelt: vor dem industriellen Aufschwung der puritanische. — Sind die Amerikaner schöpferisch? Nach den bisherigen Erfahrungen muß die Frage, wenn im höchsten Sinne gestellt, verneint werden. Sie haben von den hohen Kulturen ihrer Mutterländer das Prinzip der weitentwickelten Arbeitsteilung übernommen und haben dieses Prinzip noch viel einseitiger durchgebildet. Die Folge ist, daß ganze Bevölkerungsgruppen wie menschliche Maschinen arbeiten, vom Stiefelputzer an bis zum besseren Bankbeamten und zum Durchschnittspolitiker. Das beengt dann den Blick fürs Allgemeine, die erste notwendige Grundlage schöpferischer Kraft. Der Amerikaner ist daher, wenn aus seiner einmal eingeübten Tätigkeit herausgerissen, keineswegs allseitig „findig", sondern zumeist höchst beschränkt; und nur schlimmste Not schiebt ihn an anderer Stelle vorwärts. Es fehlt also hier eine elementare Voraussetzung schöpferischer Kraft. Dazu mangelt dem Amerikaner auch noch eine zweite Voraussetzung: die aus dem Gesamtbestand einer hohen geistigen Kultur der Nation überhaupt entspringenden allgemeinen Impulse. Beides sind Fehler, die sich nicht von heute auf morgen ablegen lassen. —

Der Geschmack des zweiten französischen Kaiserreichs, vermischt mit Rokokomotiven, hat in Chicago noch für die ersten Skyscrapers gegolten, die nach dem großen Brande errichtet wurden; daneben Anlehnungen an italienische Renaissance

und englischen romanischen Stil. Ein neuer Stil, der erste Stil des Ingenieurs und der Maschine (Jugendstil) erwächst jetzt zum guten Teile aus den neuen Skyscrapers (Vertikale, Aufbau aus Eisen). Aber der schlechte alte Geschmack dauert für die Innendekoration der Häuser der mittleren Stände unter unglaublicher Geschmacklosigkeit in der Farbenwahl noch unentwegt fort (Schweinfurter Grün, Anilinrot).

In Chicago im Geschäftsteil ein furchtbares Treiben; auch an klaren Tagen schon morgens um 8 bis 9 Uhr alles in einen schweren Nebel von Rauch und Erdteilchen gehüllt, die durch den Verkehr von Elevated Railroad, Straßenbahnen und schwerem Lastfuhrwerk, das überall fahren darf, in die Luft gewirbelt und in ihr bis zum späten Abend schwimmend erhalten werden. Später sieht man kaum noch vier bis fünf Häuser weit. Dazu ein Höllenlärm, und, damit die Beleidigung keines Sinnes fehle, ein aus dem schlecht gehaltenen und kotigen Pflaster aufsteigender Geruch, der das Atmen unerträglich macht. Wer von reiner Luft und ländlichem Aufenthalt herkommt, fühlt sich entmenschlicht und beleidigt — wenn er nicht über dies tolle Treiben, in dem der einzelne schon nicht mehr Rad, sondern höchstens Radzahn ist, zu lachen versucht ist. Er wird sich wie das Atom eines Schlammes vorkommen, der an den innersten Stellen eines stagnierenden Wassers von mitleidlosem Sturm emporgewühlt wird.

Die Menschen in Chicago haben keinen altnationalen Typ mehr. Man erkennt wohl feine Spuren des Engländers, der Französin, der slawischen Rasse, nicht zum mindesten auch des Deutschen. Aber über sie, die im Verschwinden begriffen sind, hat sich ein neuer Typ gelagert, der mit den Eigenschaften einer Sphinx wirkt. Was steckt hinter all diesen scheinbar kleiner gewordenen, vielfach ausdruckslosen, fast immer müde aussehenden, ständige Überanstrengung verratenden Gesichtern? Farblos fast bei den meisten Frauen, brutal genug bei den Männern sprechen sie in Rätseltönen von der Genesis einer neuen Gesellschaft. Welche sozialen, welche wirtschaftlichen Zustände aber stehen hinter ihnen? Sind sie ausgepumpt und

ausgesogen ohne auch nur Hoffnungsspuren eines künftigen Ertrages? Nur nebenher macht sich wohl auch die Wirkung des neuen Klimas und Bodens geltend, auf den sich diese $1^{1}/_{2}$ Millionen versetzt sehen. Der vorwiegende Eindruck ist der extremer Wirkungen der modernsten Großstadt.

10. August 1904. Milwaukee. Abwandlung des deutschen Typs in den Vereinigten Staaten genau in der Richtung, in der sich der englische Typ abgewandelt hat: schärfere Züge (etwas, wenn auch nicht gleich viel) Neigung zur Hagerkeit, tiefliegendes großes Auge, etwas von Gespanntheit und zugleich Abgespanntheit im ganzen des Gesichts. Die Parallele mit den Engländern scheint sicherzustellen, daß es sich dabei vornehmlich um zwei Einflüsse handelt: a) den des Klimas (in der Richtung Rothaut), b) den des modernen hastenden Lebens. Der des Klimas ist dabei der weit größere, wie die Gesichter der deutschen Landleute in Wisconsin beweisen.

11. August 1904. Wie lachend die Landschaft, wenn man von Chicago hinausfährt nach Norden zu und nach Westen, in die leise gewellten Gegenden Wisconsins. Hier kündet schwarzer Humus von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit; Eichenwälder schießen auf, durch sorgsame Kolonisten von allem Beiwerk anderer Baumarten gesäubert; sie begrenzen gelegentlich den Horizont; und zwischen ihnen und sie beherrschend reiche Farmen, die prosaischen Holzbretthäuser teilweise durch reiche Steinbauten ersetzt; um die Höfe Schattenbäume und Obstanlagen; neben den Getreidearten auf den Feldern auch Kohl und andere Hackfrucht; überall, neben manch lustig wucherndem Unkraut am Wege, Spuren guter Bestellung; Farmer hinter drei Pferden pflügend, reichlicher Anblick von Mähmaschinen und frohe Erntefahrt. An den schönsten Stellen scheint es, als seien wir nach einem Lande gekommen, wie es sich der deutsche Landwirt träumen mag: ein verbessertes Deutschland, eine Gegend, von der der Dichter ahnend sagte: Und wie ein Garten war das Land zu schauen. Das ist deutsches Farmerland, Land deutschen Fleißes.

Aber haben die Deutschen bei ihrem ruhmvollen Anteil an der Urbarmachung des Landes viel erreicht? Gerade der Besuch von Hauptorten ihrer Tätigkeit, von einigen ihrer wichtigsten heutigen Wohnplätze, wie Chicago und Milwaukee, zwingt zu der traurigen Antwort: Nein. Die Deutschen, tüchtig im einzelnsten und engsten, haben nicht zusammengehalten, und so sind sie von den anderen überwunden worden: überwunden bis zu dem Grade, daß diese sich über die törschen Deutschen, wie Walter von der Vogelweide gesagt haben würde, noch heute lustig machen. Man sehe nur die Rolle, die dem typischen Deutschen im amerikanischen Lustspiel wie in der komischen Literatur zufällt: da ist er der Mann, der überall zu spät kommt, immer viel will und wenig erreicht, von den anderen im stillen oder im lauten verachtet, wenn auch voll einiger Züge deutscher Gemütlichkeit. Diese Karikatur redet doch bis zu einem gewissen Grade wahr, und jedenfalls ist sie bis ins kleinste durchgearbeitet und Produkt langer Beobachtung durch dritte. Ist das genug für eine heitere Zukunft und würdig einer großen nationalen Vergangenheit? Bang und bitter muß es ausgesprochen werden: der Deutsche als Deutscher versagt. Es ist nicht einmal an dem, daß er der bekannte Völkerdünger wäre. Er steht geistig keineswegs besonders hoch; schreiben und lesen kann heute am Ende jeder bessere Neger, und in der Energie des Denkens, die zunächst in Amerika verlangt wird, übertrifft ihn der Engländer gewiß, vermutlich auch der Slawe. Wer die Biergärten Milwaukees besucht hat, insbesondere den unglückseligen Pabstpark, das Muster einer kindischen und stumpfsinnigen Anlage moderner sogenannter Vergnügungstempel, der muß sich sagen, daß eine Bevölkerung, die solche Lokale besucht und in naivster Weise schätzt, nicht dazu geeignet ist, in Amerika geistig zu konkurrieren.

Dazu der traurige Mangel an politischem Verständnis! Man rede nicht von der politischen Mißwirtschaft in den Vereinigten Staaten. Hätten die Deutschen überhaupt Lust an der Politik, so hätten sie den politisch-moralischen Status verbessern können. Aber sie sind einer Beteiligung an der Politik

einfach nicht fähig. Und damit haben sie das obere Niveau moralischer Gemeinempfindungen verloren, das sie allein aus der Misere ihrer Isoliertheit hätte herausheben und zu ernsten Wettbewerbern um amerikanische Größe machen können.

Das ist nun, wenn sich die Deutschen nicht im letzten Momente aufraffen, unwiederbringlich dahin und verloren. Aber freilich: hat das Vaterland dem Deutschen mitgegeben, was ihn im Kampf gegen das keltisch-angelsächsische Element stärken konnte? Unsere jammervolle nationale Geschichte vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, soweit es sich um amerikanische, und das heißt wirtschaftliche, sozial-politische Entwicklung handelt, entschuldigt die Deutschen auf amerikanischem Boden; ja, man muß es bewundern, was sie, jeder Vorerziehung für ihre neue Heimat bar, dennoch — jeder einzelne für sich — in dieser geleistet haben. —

12. August 1904. Von Milwaukee bis Madison. Land von längst nicht mehr so hoher Kultur wie zwischen Chicago und Milwaukee. Die Entwaldung weit durchgeführt, ohne daß doch vielfach Kulturland gewonnen wäre. Traurige Strecken von Plänterwald jungen Datums. Dazwischen hohe, intensive Kulturen, z. B. von Tabak. Das Land wellig: Gletscherreste.

Im nördlichen Wisconsin liegt neben einem Tunnel eine Tunnel City: Beweis, wie selten Tunnels sind. Im übrigen ist die Namengebung amerikanischer Städte überhaupt so schwer — und so prosaisch, weil das Land so wenig differenten Charakter hat: kein Falkenstein und kein Ehrenfels, ja oft nicht einmal ein Breitental oder ein Tiefenbach möglich. Je stärker ein Land vom Meere durchdrungen ist, um so mannigfaltiger ist es auch in seinen Niveauverhältnissen: das eine hängt aufs engste mit dem anderen zusammen: Land und Wasser ergänzen sich. Gegensatz des kontinentalen Amerikas und des inselartig mannigfaltigen Europas. —

Nur eine Kultur der Geldwirtschaft konnte Amerika im Norden kolonisieren, wegen der großen Gleichförmigkeit des Landes und wegen der großen Räume, die weithin zu be-

herrschen waren, sollte die Unterwerfung der Landesnatur gelingen. Das haben die Indianer mit dem mangelnden Transportwesen ihrer Kultur — sie hatten nicht einmal Pferde — nicht fertig bringen können. —

13. August 1904. Prärie und Verwandtes zwischen Minneapolis und Portal (vor und nach Valley-City vornehmlich). Die ungestörte Prärie macht den tiefsten Eindruck des melancholisch Großartigen. Zwar liegt über ihr nicht der historische Hauch der römischen Campagna; wir werden nicht an Menschen erinnert, die da waren; was wirkt, ist die Abwesenheit alles Menschlichen, des anschaulich wie des bloß in Idee und Erinnerung Wirkenden. So ist der Eindruck elementar, und eben darum groß. Das Erhabene des Einförmigen nimmt gefangen, zumal wenn die weite Ebene am Horizont unvermerkt in einen ebenmäßig graublau gefärbten Himmel übergeht, dessen Einheit nur durch den Rauch der Lokomotive gestört wird. Verstärkt werden diese einheitlichen Gesichtseindrücke noch durch den intensiven Geruch des Grases, der kräftigen Blütenarome, der reifen Früchte des Herbstes. Und doch ist das Ganze im einzelnen so belebt. Wer wird nicht das Bedürfnis fühlen, in diesem ungeheueren All von Blumen und Gras den tausend Einzeleindrücken der wilden Sonnenblume, der verschiedenartigen Disteln, der Wermutformen, der Scabiosen nachzugehen? Und nachts spannt sich über dem schwarzen Einerlei der Erde ein Himmel voll flammender Sterne, der das Herz, dessen Empfindungen der sinkenden Sonne nacheilen, weit macht und großer Gedanken fähig. —

Dakota. Dakota ist das eigentliche Weizenland. Farmen bis zu 12000 Acres. Stellen, an denen man bis zum Horizont nichts als Gerste oder Weizen sieht: kaum Bäume, keinen Strauch, kein Haus, keinen Hof: keine Unterbrechung als die der Geleise der Eisenbahn und der sie in üppigem Wachstum umkränzenden Blumen der früheren Prärie. Es ist ein Eindruck, der fast dem des Meeres gleicht, zumal wenn verschieden gefärbte Saatfelder von Weizen bei wehendem Winde das

Bild einer wogenden Fläche vollendet vortäuschen; es ist ein Eindruck zugleich der Kraft und Fülle, der mit den starken Gerüchen der reifenden Frucht in unsere Herzen zieht. Aber wird dieses Land zur Heimat des menschlich Großen werden? Besteht sein Ergreifendes nicht eben in der Monotonie der Einsamkeit?

Dakota, Prärie und ehemalige Prärie. Da, wo sich in die große Ebene Bäche und Flüsse einschleichen und Niveauunterschiede hervorrufen, entsteht ein Eindruck ähnlich dem einer Triftlandschaft der höheren Alpen, männlich, kräftig und rauh. Trüb steigt am Abend der jung zunehmende Mond über den Horizont: wir beobachten das Phänomen wie das Auftauchen der Sterne genau; es sind die einzigen Züge großen Lebens in dem Schweigen der Nacht über dieser Landschaft. —

Das dem römischen Kaiserreich des Altertums entsprechende Land, in dem alle Kulturen der Gegenwart zusammenfließen, ist nicht Europa, sondern das Gebiet der Vereinigten Staaten. —

Prärie. Das Bild doch nicht so einfach, wie es anfangs erscheint, sondern für den Darinlebenden voll Reiz und Abwechslung. Schon die Tatsachen der wechselnden Würzgerüche und des verschiedenen Reizes durch Wind und Sturm gehören dahin. Dann der Wandel der Jahreszeiten, der Gegensatz zwischen blühendem und vertrocknetem Lande. Im einzelnen aber noch mehr die kleinen Unterschiede, die an sich und in ihren Konsequenzen die Sinne schärfen: die Erhebungen mit ihren Spiegelungen der Luft und des Lichtes; der Gegensatz ausgedörrter und wasserreicher Teile; die Differenzen der Sumpfarten zwischen reinem Süßwassermorast mit Bachabfluß und salzigem Moor, endlich der Gegensatz in dem Pflanzenkleid je nach Lage, Bodenart und Feuchtigkeit.

16. August 1904. Unterschied zwischen deutscher und kanadischer Landschaft (Gebirge namentlich). In der Pflanzenwelt Kanadas, und auch der Vereinigten Staaten, tiefgesplissene Blätter (bei Eiche, Ahorn usw.), die bei der meist bedeutenden Größenausdehnung der Bäume der Erscheinung etwas Monumentales und im einzelnen Kapriziöses zugleich

geben, verglichen mit den betreffenden europäischen Erscheinungen. Das wiederholt sich in den Gegenden mit Nadelwald in dem Eindruck der schmal behangenen Tannen, die als Ganzes ein Bild tausend nach oben strebender schmaler Spitzen darbieten, gleich einem Walde schwach bewimpelter Stangen. Dazu wiederholt sich derselbe Eindruck im Gebirge. Die gewaltigen Kalkschichten, welche die Berge bilden, sind nach oben hin in barock-kapriziöse Linien zerfetzt (ein wenig an die Dolomiten erinnernd), oder sie steigen in wuchtigen, für europäische Augen meist unschönen Kuppeln, den sogenannten Domen auf. Diese Eigenarten geben der Landschaft, trotz aller Ähnlichkeit mit der europäischen, doch ihren besonderen Ton: es ist wie die leise Abwandlung allgemeiner Grundgesetze. Dasselbe gilt bei näherer Betrachtung für die Flora und auch für die Fauna. Beide wirken sich in mächtigen Exemplaren aus, haben aber zugleich etwas Barockes, gleichsam Willkürlich-Impulsives. Und das kehrt in Temperament und Anlage der Menschen wieder.

18. August 1904. Rocky Mountains. Das Merkwürdige die Kombination von Eigenschaften und Motiven hoher und niedriger Kultur: vorsintflutliche Wege führen zu Sommerfrischen mit dem höchsten Komfort an Ausstattung und Speisung, neben dem hastenden Treiben der Großstädte steht der höchstausgeprägte Sinn für das Warten, eine Duldsamkeit und Geduld, die der Europäer nicht kennt; neben raffiniertester Ausbeutung der Möglichkeiten des modernen Geschäftslebens eine kindlich-sorglose Sinnesart.

Cedar-Creek. Brand der herrlichsten Zedernwälder: man fährt lange Strecken wie durch einen wilden vernachlässigten Friedhof der ursprünglichsten und schönsten Natur. Die Sünden, die die Amerikaner an der Natur des Landes begangen haben, sind himmelschreiend. Nie hat ein Volk — richtiger eine Summe von Menschen — mit stärkeren Zerstörungsmitteln herzloser an seinem Lande gehandelt. Aber freilich: an *seinem* Lande? Das Heimatgefühl im europäischen Sinne fehlt noch und kann durch Jingoismus nicht ersetzt werden. Es wird ganz außergewöhnlicher Kulturleistungen bedürfen,

um das Andenken an die Schandtaten vergessen zu machen, die hier eine sogenannte Zivilisation an der Natur verübt hat. —

Für den, der auf kanadischem Boden von der trockenen Ostseite des Felsengebirges mit ihrem spärlichen, oft genug durch Behang mit Flechten fast schauerlich gemachten Baumwuchse auf der pacifischen Seite hinabsteigt, wirkt deren Vegetation, wie sie sich seit den Wasserscheiden mit rasch steigender Energie entfaltet, wie ein Wunder, wie eine unerhörte, ja phantastische Offenbarung vegetativer Üppigkeit, Größe und Kraft. Und das gilt nicht bloß von den speziell kalifornischen Bäumen, den big trees, sondern von jeder Art der Vegetation, auch der der Wiese, und auch von unseren europäischen Baumarten, z. B. der Tanne. —

Aber all diese herrlichen Berge der Rocky Mountains haben weder Geschichte noch Sage. Sie schreien nach einem großen Dichter, wie die sie umspielende Luft nach Malerei. Walt Whitman hat nur die rauhe Sprache des vorwärtsschreitenden Landpioniers und die herben Töne des Bürgerkrieges verewigt. Nicht dies kann dermaleinst die Sprache der großen Poesie Nordamerikas sein: ihr müssen höhere Ideen zugrunde liegen. —

In Amerika gilt noch für die Erbauung fast jeden Hauses auf dem platten Lande und in den kleinen Städten der Ausspruch Uhlands: „Das neue Haus ist aufgericht't, gedeckt, gemauert ist es nicht.“ Ja auch die Wände sind aus Holz. Blockhäuser aber nur im Gebirge. Das Holz bedingt im allgemeinen eine gewisse Kleinheit der Häuser, wenn man auch Paläste und Fabriken aus ihm bauen kann. —

Rocky Mountains: Westseite. Trotz aller Schönheit von gestern in den höchsten Höhen der Bergfahrt, wie freut man sich, wenn man in breiten Tälern wieder Friedhöfe sieht als Zeichen dauernder Besiedlung, und Stätten friedlicher Menschen. —

Der Besiedlung gehen noch heute Jäger und Fischer und Bergmann, fishing-, hunting- und mining-camp, voraus.

Vancouver. Charakteristisch für alle jüngeren amerika-

nischen Städte der Unterschied zwischen Wohngegend (residential part) und Geschäftsgegend. Beides ganz genau geschieden; möglich, weil die Geschäftsstunden oft kurz, z. B. 10—3 Uhr. In diesen allerdings furchtbare Absorption der Kräfte, wie überhaupt in Amerika ein neuer Begriff der Arbeit. Aber doch daneben viel Muße. Meist dem körperlichen Sport gewidmet, wenig dem geistigen. Dem Auseinanderfallen von Wohn- und Geschäftsgegend entspricht in gewissem Sinne die Arbeitsteilung auch in den Staaten selbst: die Regierung an kleinen Orten, nicht in den Geschäftsstädten, klassische Beispiele in den Vereinigten Staaten New York und Albany, im werdenden Kanada (Kolumbia) Vancouver und Viktoria. Dabei die Regierungsstädte etwa konform den Wohngegenden: Charakter kleiner Residenzen. —

Im Landschaftlichen ist der Durchschnittsgeschmack des Amerikaners noch nicht auf das eigentlich Schöne, sondern auf das im niedrigeren Sinne Charakteristische gerichtet: big trees, Geiser im Yellowstonepark und dergleichen: daneben viel Sinn für Tier und Pflanze, auch die Fische, soweit sie nutzbar und jagdbar sind: kaum aber Liebe ohne Interesse. —

Eine Ruinierung und Malträtierung der Natur, wie sie in Amerika erfolgt ist und erfolgt, liegt vielleicht im Bereiche der Absichten jeder kolonialen Kultur; in Amerika aber hat sie sich mit geldwirtschaftlichen Mitteln durchführen lassen. Dies wohl in diesem Maßstabe nie vorher möglich und darum so überraschend. Was dabei wirtschaftlich herauskommt, mag in kleinerem Maßstabe die deutsche Eifel und der Hunsrück zeigen. Hier eine verwandte Kultivation der Römer (Plantagenbau) und noch heute von daher Schwierigkeiten. —

Stellung der Deutschen. Die Deutschen hätten in der Kultur (geistigen und künstlerischen Entwicklung) helfen können, viel weniger auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Erschließung, der Zivilisation. Aber für Kultur war Amerika insbesondere zu der Zeit, da Deutschland seine besten Kulturkräfte an Amerika abgab (1848), noch nicht reif. Jetzt vielleicht der Einfluß möglich, aber vom deutschen Mutterlande

her (Professoren), weniger durch die Deutschen im Lande selbst. —

Das Meer zwischen Vancouver und Viktoria wirkt wie ein weit auseinandergezogener Mälarsee: die Inseln selbst größer, stärker (und vor allem höher) bewaldet; wenige kahl. —

Merkwürdig, daß im westlichen Amerika die Juden einstweilen nicht obenauf gekommen sind. Es muß vorläufig zu hart mit der Hand gearbeitet werden. —

Auch der amerikanische Variététanz, rauhe rhythmische Bewegungen der Beine, kommt vom Neger. —

Die populäre Dichtung der Vereinigten Staaten, die ihre Gestalten durchweg in die Umwelt des Landes setzt, hat sich längst auch der Hochgebirgsszenerie bemächtigt, zumeist in Anknüpfung an das Schicksal des Farmers, wie z. B. in dem beliebten The mountains fairest flower. —

Die wirklich eigenartige amerikanische darstellende Kunst ist über Variété und Operette noch kaum hinausgewachsen. In diesen aber in der Tat eigentümlich: die Typen des Negers, des Irishman, des Deutschen, des Yankees durchgebildet. Auch in der Form Eigenartiges, die schwere Arbeit des englisch-amerikanischen Athleten, das Beinbewegungsrepertoir der singing and dancing girls; in der Operette die starke Verknüpfung von Musik und Tanz bei phantastischer Ausstattung. —

Der Westen auch in der äußeren Haltung des Menschen, Anzug usw. viel kolonialer als der Osten. Raschester Anschluß im Gespräch; das Τίς πόθεν εἶ ἀνδρῶν noch beliebt; daneben (wie überall auf englischem Boden) die in Deutschland so verpönte Diskussion der Wetterfrage. —

Schon Vancouver (südliches Britisch-Kolumbia) nicht bloß das Land der big trees, sondern auch der abnormen Größen überhaupt: auch der großen Mädchen (das vegetative Element im Menschen befördert).

20. August 1904. Wenn die heutige amerikanische Zivilisation verschwände: was würde für die menschliche Ewigkeit übrigbleiben? So gut wie nichts. Höchstens ein neuer Be-

griff des Staates und der menschlichen Freiheit. Aber ist dieser von den Generationen des wirtschaftlichen Aufschwunges geschaffen? Keineswegs: sie haben ihn höchstens, wie jede koloniale Kultur dies mit ihren Freiheitsbegriffen tut, erweitert. Geschaffen ist dieser Begriff von den ersten Einwanderern, von den Pilgrimsvätern an, und sie brachten ihn aus Europa mit, als ein Geschenk vor allem der Reformation, der religiösen Entwicklung von anderthalb Jahrtausenden. So ist er in der Verfassung der U. S. A. niedergelegt; und schon die unbegrenzte Verehrung, die diese Verfassung im Lande genießt, zeigt, daß man sich heute nicht fähig fühlen würde, aus den eigenen Zuständen heraus ihn zu schaffen. —

Abendankunft in Seattle. Das Schiff, von Norden kommend, aus den ruhigen Wässern des Pugetsundes und dem Gewirr seiner zahlreichen Inseln, durch die vom Monde silbern bestrahlte Flut dahingleitend, nähert sich dem Festlande. Da hemmt immer dichter werdender Rauch zunächst den Blick; rot scheint der Mond, und kraftlos wird das Licht; nur noch die Leuchtfeuer durchdringen die dichte Wand von qualmenden Dämpfen. Da von neuem, fast plötzlich, tauchen sich einander überhöhende elektrische Lichter hervor, loht der Widerschein zahlreicher Fabriken auf: erscheint auf den hochaufsteigenden Terrassen des Ufers der ganze abendliche Lichterglanz einer modernen Industrie- und Handelsstadt auf die Länge vieler Kilometer. Und an der Stelle, wo dies geschieht, an einem Ort mit (1900) über 80 000 Einwohnern, stand vor 20 Jahren noch nichts als eine Bretterbudensiedlung von ein paar tausend Seelen, steht heute noch inmitten der Stadt der Totenpfahl des Indianerhäuptlings, der hier, nach modernen Begriffen, einsam hauste. —

21. August 1904. Sollte sich eine höhere Kultur früher, als in den Vereinigten Staaten, in Kanada entwickeln? Jedenfalls hat Kanada den starken Hintergrund wesentlich nur einer europäischen Kultur, der englischen. Die Entwicklungsmotive also leichter. Dazu der ruhige Charakter der Kanadier.

Freilich: auch hier, im Westen wenigstens, reinste koloniale Färbung, auch in dem angeblich mehr europäischen Viktoria. —

Charakteristisch die amerikanische Angst vor Feuer: Holzkultur. Vor allem im Westen. Wie oft habe ich hier — trotz des ewig an Hotels und öffentlichen Gebäuden zu lesenden fire proof — Feuerwehren gesehen! —

Einige vorläufige allgemeine Eindrücke des Westens. Er ist zunächst, was sich von selbst versteht, noch kolonialer als der Osten. Demgemäß Kulturvermischung aller importierten Formen des Lebens und der Kunst, deren ursprünglicher Sinn nicht mehr verstanden wird, und zugleich Übertreibung in das Grobe, Grelle, Bunte. Dazu aber noch ein anderes, vom Klima Gegebenes. Wachsen aller Formen ins ungewöhnlich Große, Dicke — ob auch Starke? So die Fauna (Elch und Wapiti usw.), so die Flora (nicht bloß die big trees, sondern wohl alle Pflanzen nach Blatt, Blüte und Frucht), so die Menschen, vor allem die Frauen, unter denen sich eine Gruppe von big women ausbildet, doch auch (so wenigstens in Seattle) der Männer. Damit verbunden ein Zug der Vergröberung im Gesicht, wohl auch auf materielle Genüsse zurückgehend: jedenfalls diese neuen Gesichter fast ausnahmslos noch nicht belebt, bei jungen Mädchen ein starker Zug ausdrucksloser Frühreife. Kann sich aus alledem ein Neues und Großes bilden? Vorläufig fast allein materielles Leben, mag auch jemand in Seattle in großen Anschlagsplakaten die Wahrheit verkünden: the human soul exists. Dazu innerhalb dieser allgemeinen Elemente das Durcheinander der Nationalitäten, der europäischen wie der asiatischen, von denen sich die letzteren seit den japanischen Erfolgen auf die Dauer schwerlich werden abweisen lassen, und der afrikanischen (Neger). Wird eine neue Verbindung von Dauer und Größe aus alledem hervorgehen? Vorläufig der Eindruck vor allem der eines Hexenkessels. Doch der tiefe Unterschied gegen den Osten nicht zu verkennen. —

Pünktlichkeit auf den Eisenbahnen des Westens wohl beabsichtigt, aber keineswegs erreicht: bei den Pacificzügen sind Verspätungen von drei bis vier Stunden keine Seltenheit.

Ähnliches gilt von anderen europäischen Kultureigenschaften. Stark dagegen die Zuverlässigkeit gegenüber fremdem Eigentum, mindestens im kleinen: hier wirken die großen Verhältnisse erziehend. — Kolonial auch die Kritiklosigkeit und die Übertreibungssucht bezw. Unglaubwürdigkeit; Eigenschaften, die erst eine sehr reiche Erfahrung ausrotten kann. Diese Eigenschaften noch gefördert durch den besonderen Charakter des Landes, der alles schließlich glaubhaft erscheinen läßt. Diese Eigenschaften besonders auch in der Presse. —

Eine Zerstörung durch Feuer wie die der amerikanischen Wälder wird in Europa glücklicherweise nie aufkommen können, dazu ist es zu feucht, hat zu oft Regen. —

Holzverbrauch. In der Gegend von Tacoma laufen die Bahnen statt auf Erddämmen auf Holzgerüsten. Ungeheuere Verschwendung von Holz beim Bahnbau überhaupt: Schwellen, Brücken, Schneeschützer, Trottoire an den Bahnhöfen aus Holz, endlich Wegbrennen der Umgebung rechts und links von den Schienen. Bei der Fahrt von Viktoria nach Seattle leuchteten sechs große Waldbrände teils auf Inseln, teils vom Olympusgebirge her: ein schauerlicher Anblick der Zerstörung. —

Typische Anfänge der Stadt: Wasserstelle, Eisenbahn, Bahnhof, Gasthof, Kaufladen, Kirche, Schule, Elevator, Post, Gendarmerie, Gericht. —

22. August 1904. Der eigentliche amerikanische Bau war lange Zeit hindurch und ist eigentlich auch noch heute Holzbau. Charakteristisch, daß ein neuer Stil in diesem Bau nicht entwickelt worden ist. Fast nur Imitation anderer Stile in ihm: der europäischen Steinstile und des englischen Holzbaustils. Die zweite charakteristische Bauweise Amerikas ist der Stahlbau (Etagenhäuser). In ihm entwickelt sich ein eiserner Stil. Dazwischen steht der Steinbau: zumeist Imitation europäischer Stile. Im Detail oft sehr willkürlich. Neuerdings eine merkwürdige Durchbildung des steinernen Wohnhauses. Wuchtigkeit, ja, kastellmäßig Abwehrendes; teilweise persönlicher Einfluß des großen Architekten Richardson. Charakteristisch, daß auch der Kirchenbau in Holz keinen neuen Stil gefördert

hat. Die kleineren Kirchen sind sozusagen alle Nutzbauten, ganz auf das Notwendigste zugeschnitten; die größeren folgen, wenn auch aus Holz, im allgemeinen europäischen Stilen. Doch müssen neue Frömmigkeitsbedürfnisse einzelner Sekten auch zu neuen baulichen Raumbedürfnissen und damit zu neuen Stilansätzen geführt haben — was zu untersuchen wäre. —

Seattle und Portland zeigen, wie rasch im Westen Geschichte gemacht wird. Ersteres ist offenbar im Begriff, Portland zu überholen. Auch im äußeren Anblick beider Städte spiegeln sich zwei Perioden wieder. Portland ist älter in der Anlage: niedrige Häuser, vielfach noch Holz; noch sieht der Grundtyp des Einfamilienhauses durch; zudem aufs weitläufigste angelegt. Seattle schon mit Skyscrapers reichlich ausgestattet, enger zusammengedrängt, mit viel stärkerem Unterschied zwischen Geschäfts- und Wohngegend. Portland westlicher, Seattle mehr den Typ der aufstrebenden Stadt des Ostens vertretend. —

Die Städte des Westens sind nicht englisch angelegt, außer etwa Viktoria. Aber auch nicht ostamerikanisch. Es fehlen die Schattenbäume, die Flächen grünen Grases. Statt dessen in den residential parts umzäunte Gärten mit nach europäischen Begriffen zumeist ländlich-bäuerlichem Blumenflor: Rosen, Storchschnabel usw. Die Häuser eigentlich und ursprünglich ohne rechten Typ; in Portland findet sich neben dem englischen Cottage sogar das balkongeschmückte Einfamilienhaus Montreals. Wie in der Bevölkerung, so auch in den Bauten bunte Mischung. —

Die ersten Indianerinnen in Seattle gesehen: Mutter und Tochter, die Tochter erwachsen, auch nach europäischen Begriffen nicht unschön: kauernd, einer irgendwo hergekommenen Tschechin eine Matte verkaufend. Flehender Blick. Bild erzwungener Unselbständigkeit: schauerlich. —

Der äußerste Nordwesten (Linie Seattle-Portland) macht als Land etwa mitteldeutschen Eindruck: große Wälder, leicht bewegter Boden. So wie es jetzt in seiner Flora aussieht, muß Deutschland etwa im 12. bis 13. Jahrhundert

ausgesehen haben: in den dichten Tannen schon starke, durch die Kultur gerissene Lücken; doch überall in Feld und Weide noch Spuren des Ursprünglichen in Baumstümpfen und schwelenden, nächtlich leuchtenden Stämmen, in jungen durch das Getreide aufschießenden Baumtrieben, in einem Ackerland, das noch durch starke Steinpartien unterbrochen wird, auf denen Feldblumen üppig wuchern. —

Überall die Betonung des Quantitativen: the greatest in the world Stichwort. Nur ein biederer Deutscher in Portland preist sein Bier unter der Devise best on Earth an. —

Portland. Bevölkerungsfrage. In Vancouver und Viktoria überwiegt noch durchaus der englische Eindruck. In Seattle wird in den Physiognomien auch noch der englische Ausdruck häufig gefunden. Daneben nicht so starkes Überwachsen mehr zu höheren Maßen. In Portland hört das Überwachsen anscheinend fast ganz auf, wenn auch unter den jungen Mädchen noch einige überwachsene Exemplare vorkommen. Im übrigen der vollste Mischkessel aller Nationen. Kein spezifisch englischer Eindruck der Bevölkerung — aber auch nicht der irgendeiner andern Nation. Gewiß viele Deutsche. Aber der Gesamteindruck nicht deutsch, am wenigsten mutterländisch, eher kolonialdeutsch. Wenige Farbige, anscheinend in guten Verhältnissen. Die Chinesen nicht zahlreich, aber auch in der Tracht europäisch-amerikanisch, die Männer zumeist, die Frauen und Kinder durchaus. Was wird aus alledem werden? Im ganzen, wird man vielleicht sagen können, überwiegt der germanische bezw. teutonische Typ. —

Wird im Westen die englische Sprache englische Nationalität nach sich ziehen? Sicher scheint, daß die Frage gestellt werden muß. Die Bevölkerung von Portland macht nicht den Eindruck, mit englischer Sprache englische Sitten, geschweige den englischen Charakter angenommen zu haben. —

Die amerikanischen Städte am schönsten bei Nacht, wenn all das Kleine beleidigender Häßlichkeiten verschwindet und nur das einfach Große im Schein des elektrischen Lichts hervortritt. —

22. August 1904. Von Portland nach San Francisco. Gesellschaft im Zuge ist alles andere als englisch. Schon der Tracht nach nicht: keine rasierten Gesichter, kein Damenkleid à l'anglaise. Wieder überwiegt der bloß germanische, teutonische Eindruck.

In den Wäldern Chinesen als lumbermen (Holzknechte).

Die Häuser in den Kolonien aus Holz. Die kleinen Häuser Nutzbauten, wie im Osten; aber man strebt Kunst an, wenn auch häufig auf die komischste Art. —

Nichts ist oder gilt als fertig. Charakteristisch die ständigen Veränderungen in der Trace der großen Bahnen. Selbst für Chicago übermittelte mir einer der ersten dortigen Gelehrten seinen ständigen Eindruck, als sei die Stadt nur provisorisch so, wie sie ist. Wie oft habe ich, auch schon im Osten, vor Gebäuden die Phrase gehört: we take it down, it comes down. —

Die Amerikaner werden Menschenalter brauchen, um der Natur ihres Landes, der sie, wohin sie auch gedrungen sind, den Zauber der Urnatur in schnödester Weise genommen haben, die zartern Reize eines vollen Kulturlandes zu verleihen. So wenigstens im Norden und Nordwesten. Dabei wird sich heute viel leichtsinnig und noch mehr leichtherzig Zerstörtes als unwiederbringlich verloren erweisen. Die Nationalparke tun es nicht; auch in ihnen ist die Urnatur schon vielfach zerstört, zudem sind sie mehr Kuriositäten als einfache Typen der Urlandschaft. —

Es muß scharf zum Ausdruck gebracht werden: gegenüber der alten Kultur der europäischen Bevölkerung, der germanischen wie der romanischen, sind die Amerikaner noch zurück, und ihr politischer und militärischer Sieg in der Welt, insbesondere über Europa, würde daher in diesem Augenblicke für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit überhaupt noch eine Gefahr bedeuten. Nicht so sehr also in der Zunahme der Bedeutung der alten, hohen mongolischen Kulturen (Japan und China) liegt heute die weltgeschichtliche Gefahr, wie in dem Siege der teilweise noch niedrigen Kulturinstinkte des Volkes der Vereinigten

Staaten, dessen Gesamtlebensform als geldwirtschaftliche Zivilisation, nicht aber schon als geldwirtschaftliche Kultur bezeichnet werden kann.

Konsequenzen für allgemeine Kolonialgeschichte: Kolonialgeschichte wird häufig mit der Zivilisation der Wirtschaftshöhe des Mutterlandes beginnen: nämlich von dem Augenblick an, da sich die Kolonie gegenüber der Kultur des Mutterlandes selbständig zu machen sucht, d. h. nicht mehr bloß von der geistigen Kultur des Mutterlandes zehrt oder zehren will. Geldwirtschaftlicher Barbarismus in den Provinzen des römischen Imperiums: Gallien, Afrika, Spanien. —

Sehr charakteristisch die Leistungen der Eisenbahn in mehr kolonialem Gebiete. In diesem machen die schnellsten Züge (Expreßzüge) etwa 20—35 englische Meilen auf die Stunde, dazu auf etwa 30 Stunden ungefähr 2 Stunden Verspätung. Die Schnelligkeit ist also noch nicht die deutscher Personenzüge. Von Portland nach San Francisco (Oakland) fährt man 36 Stunden, in Deutschland würde man etwa 12 fahren. Grund unter anderem die Anlage der Bahnen. Steigungen von 4—6 : 100. Dazu die schweren Wagen. Soll die Geschwindigkeit mit steigendem Verkehr größer werden, so müssen die Bahnen umgebaut werden. Sie sind Erzeugnisse eines hastenden Unternehmertriebes, „provisorisch", nicht einer höheren Zukunft des Landes von vornherein durchaus angepaßte Unternehmungen. —

23. August 1904. Der Gedanke des Voraussetzungslosen, der der ganzen amerikanischen Zivilisation zugrunde liegt, überträgt sich auch auf das Werkzeug und befruchtet die Erfindungsgabe. Es wird nicht angenommen, daß eine technische Aufgabe, wenn auf irgend einem Wege gelöst, damit für immer gelöst sei. Immer neue Kombinationen werden versucht, und es gewährt einen hohen Reiz, die Mannigfaltigkeiten dieser Kombinationen an einzelnen Gegenständen, z. B. Schlössern oder Türklinken, zu verfolgen. Hohes Interesse schon der Jugend für Maschinelles. —

Das Denken des Kaufmannes, überhaupt des in den

Rädern des geldwirtschaftlichen Betriebes Befindlichen, erhält einerseits, bei den führenden Individuen, eine große Länge; der Funke schlägt sozusagen durch tausend Schwierigkeiten hinweg zum Ziele über. Aber daneben steht das Denken der Massen. Es charakterisiert sich, wenigstens in Amerika, bis in sehr hohe Schichten hinein dadurch, daß es nur auf das Nächste gerichtet ist: das System ist zu groß, um von allen beherrscht zu werden. In dieser Begrenzung aber hat es das Charakteristische, daß es nicht stetig ist; es wird fortwährend durch koinzidierende Veranlassungen des ungeheueren Wirtschafts- und Lebenssystems im ganzen gestört. Wer den Durchschnittsamerikaner, namentlich im eigentlichen Geschäfte selbst, beobachtet, bemerkt, daß er, mit dem einen beschäftigt, schon immer an ein anderes denkt. Die Folge ist natürlich eine steigende tatsächliche Unaufmerksamkeit und Nervosität, und man kann wohl sehen, wie bei besonders verantwortlicher Tätigkeit dagegen absichtlich und mit Methode durch gewollte Konzentration des Denkens reagiert wird. Im ganzen aber ist die intellektuelle Haltung die beschriebene. Beweise: die Tatsache, daß der Amerikaner dann besonders zu genießen glaubt, wenn er zweierlei zugleich sieht oder hört (Zirkus Barnum); die Erscheinung, daß die ewigen Störungen des Gehörorgans durch furchtbaren unnötigen Lärm anscheinend nicht als solche empfunden werden usw. Was muß nun die Folge einer solchen allgemeinen intellektuellen Haltung sein? Natürlich kein konzentriertes, wissenschaftliches Denken, vielmehr Rückfall in primitive Denkformen. So in Amerika bei den unteren und mittleren Klassen evident. Sie haben vielfach verlernt, im europäischen Sinne aufmerksam zu sein.

26. August 1904. San Francisco hat ein besonderes kosmopolitisches Leben, alle Nationen drängen durcheinander, im Speisesaale der Hotels, beim Einkauf von Waren, bei jeder Art von Vergnügung. Abstreifen des spezifisch Englischen, wenn auch Sprache und manche Sitte englisch sind. Ob trotzdem keine sittliche Verwirrung? Hauptfaktor hier die Frau. Ihre Stellung frei und sicher, weil sie anfangs wenig vertreten, dann

geachtet aus der abenteuernden Beschäftigung der Männer her, freilich in der Ehe nach Ansicht vieler Spielzeug und in ihrem Muttercharakter geschädigt.

28. August 1904. San Francisco. Architektur gemischt, wie die Menschen. Am Einzelhaus das französische Balkonmotiv wie in Montreal, der deutsche Erker gelegentlich, aber selten die Veranda des amerikanischen Ostens. Alles Holz. Vielfach sehr schöne Motive. Keine Schattenbäume, überhaupt an der ganzen pazifischen Küste nicht.

29. August 1904. Die Großstädte im Westen weit voneinander entfernt und relativ noch sehr wenig zahlreich. In ihnen drängt sich daher das Leben des Landes in ganz anders starker Konzentration zusammen, als in Europa. Ja nur von diesem Standpunkte aus das Leben in den amerikanischen Großstädten überhaupt zu verstehen. —

Die Deutschen, auch die national gebliebenen, sind, wenn lange in Amerika, dem Vaterland völlig entfremdet, da dieses selbst inzwischen ein ganz anderes geworden; und werden es daher nie verstehen. Dies gilt für alle Klassen.

30. August 1904. In San Francisco ein Denkmal der „Arbeit". Dabei die Arbeit durchaus als moderne Maschinenarbeit gefaßt. Dies die dem Amerikaner die sympathischste Arbeit, nicht die geistige. Daher mit die Überschätzung des Sports. — In der bildenden Kunst, auch soweit sie von europäisch durchgebildeten Amerikanern betrieben wird und wurde, überaus geringer Niederschlag der Geschichte und Natur des Landes, am ehesten noch in der Landschaft. — Der ausgeprägte Amerikaner hat etwas vom Charakter des Rechnungsrats, trocken an Zunge und an Seele. Charakteristisch für das Nationale die Straßenanlagen an Bergen (vergl. die Römer), sie laufen absolut gerade durch Senkungen und Hebungen des Bodens, auf die nicht die geringste Rücksicht genommen wird. San Franciscos Silhouette gegen den Horizont könnte eine der schönsten der Welt sein. Aber man hat es fertiggebracht, auch sie zu verderben durch unsinnige Straßenanlagen, die die Aussicht wie mit Zahnlücken durchschneiden. — Der amerikanische

Natursinn ist noch der animalische. Der Amerikaner lebt mit der Natur wie das Tier, er weilt gern in ihr, er nutzt sie, wo er nur vermag, und er ist grausam gegen sie. Der höhere Natursinn, der sich mit einem pantheistischen Zuge zu verbinden pflegt und die Natur als Ganzes und Kunstwerk höchster Art betrachtet, er fehlt noch.

Von San Francisco nach Santa Cruz. Volle Änderung der Natur, Flora und Fauna, beginnt eigentlich erst mit und südlich von San Francisco. Ja ganz klar erst am südlichen Ende der Bai. Nun die subtropische Flora: Palme und Pfefferbaum. Dazu Höherentwicklung gigantischer Formen. Bis zum Abschlusse dieser Gegend sind die Spanier von Süden her vorgedrungen; nördlich der Linie Sacramento—San Francisco wenig Spanisches mehr, wenn auch jetzt spanische Firmen nicht ganz selten bis Portland. Der Spanier hat bei seinem Vordringen die Gebirge gemieden. In die herrlichen Wälder dieser, namentlich der Mittelgebirge, ist erst englische Piraterie eingedrungen. Daher im allgemeinen die Namen der Ebenen spanisch, die des Berglandes englisch.

1. September 1904. Spanische Schönheit in Kalifornien. Groß gewachsene, oft herrliche Gestalten. Stolzer, ja verachtender Mund. Halb lebhaft, halb melancholisch schauen die großen, mandelförmigen Augen aus den leicht gebräunten, auf der Wange mit diskretem Rot geschmückten Gesichtern, denen eine Kleidung in Schwarz und Purpur, mit spärlichem Weiß überhöht, besonders gut steht. Altspanien! —

Anfänge eigener Poesie und Musik vor allem in den Musikhallen und populären Theatern. Possenartige Einakter, sogenannte Vaudevilles, Zusammenstellung beliebiger komischer Momente, vielfach ins Burleske des Zirkus übergehend, nicht viel über dem chinesischen Theater. Charakteristisch: Beinmimik, Gesang à la Negro, Aufnahme rhythmischer Momente der Musik und selbst bloß der Diktion durch Pauke, Cymbal und Verwandtes. —

Das amerikanische eigene Lied noch rein volkstümlich. Oft sentimental, im Theater gesungen zu einer Reihe illustrierender

Nebelbilder, die dann ganz aus dem amerikanischen Leben geschöpft sind: Campinglife, die Beschaulichkeit des Cottage, die Lichteffekte der Sonne im westlichen Meer, das Schaurige der Big-Tree-Haine, das Einsame der Prärie oder der Felsenöde des großen Zentrums. —

Charakteristisch die Rolle, welche die Freimaurer (Knight-Templer) und verwandte Gesellschaften im amerikanischen Leben spielen. Knight-Templers in Del Monte, elendes provinziales Stimmvieh, aufgeputzt mit allerlei äußeren Abzeichen. Was würden wir dazu sagen, wenn Schützenvereine, Kriegervereine usw. etwas im geistigen Leben der Nation zu sein beanspruchten. —

Essen auf einer kleinen Bahnstation von Del Monte her. Arbeiter essen mit uns zu Mittag (Suppe, Braten mit Kartoffeln, Green Corn, Apfelpastete, Tee), die Arbeiter trinken Milch. Kostet 50 Cents.

Del Monte bis Santa Barbara. Ungemein wechselreich. Kalifornien in dieser Hinsicht Südeuropa ähnlich, besonders Italien und Griechenland. Es fehlt zwar die Allgegenwart des Meeres; dafür aber die erhabenen Eindrücke des Hochgebirges, Wechsel in der Vegetation und auch, trotz ewigen Frühlings, Blüte, grüne Zeit und Dürre. Von Del Monte bis zur Hauptbahn Dünen, mit starker graugrüner Bewachsung. Dann der flache Boden des Salinastales mit den sich allmählich nähernden Uferbergen. Diese kahl; unten bisweilen Sandflächen; Größe dieser Landschaft. Im übrigen alle Vegetation beseitigt durch anglo-keltischen Anbau. In der Mitte des Tallaufes treten allmählich Bäume auf, besonders Eichen; neue (spanische) Art des Anbaues; die schönsten und ältesten Bäume, nicht gefällt, stehen anmutig im Acker. Die Bahn gewinnt nach Paso de Robles die Höhe: wunderbarer Abstieg nach Obispo; erinnert an den Fall der Bahn von den Appeninen nach Pistoja. Zum Schluß auch noch im Westen einige Vulkane; einer fast ganz vom Bau des Drachenfelsens, doch weit höher. Hierauf, jenseits Obispo, eine großartige Dünenlandschaft: bis das Meer erreicht wird und man auf

Dünen und Felsen weiter fährt. Höchst merkwürdiger, fast theatralischer Sonnenuntergang. Um 6 Uhr Nebel auf dem Meere, dicht, schwarz, im Zuge die Lampen angezündet. Von der Sonne nichts zu sehen. Dann, plötzlich, hebt sich der Nebel, verschwindet im Lande, am Horizonte letztes verglimmendes Orangerot der Sonne, davor das dunkle Meer mit hartem und doch verstohlenem, leise silbern schimmerndem Wogenschlag an steiles Gestade.

2. September 1904. Amerika ein Land, in dem die Pferde nicht wiehern und die Vögel nicht singen (Weisheit eines westfälischen Laienbruders in der deutschen Franziskaner-Mission von Santa Barbara). Mission von Santa Barbara. Nicht ohne Rührung wird man die rohen Kirchenbauversuche, die laienhaften Gemälde, in denen die spanische Schule der großen Zeit nur noch in rohesten Zügen durchscheint, wird man die, teilweise von Indianern selbst nach Anleitung der Brüder ausgemalten Pilaster mit ihrer unverstandenen Nachahmung europäischen Stucks betrachten. Es klebt ein Stück Kultur an diesen Dingen, denen die Kolonisation der Angelsachsen nichts gleich Hohes an die Seite zu setzen hat, das sie für Eingeborene geleistet hätte. —

3. September 1904. Die englische Sprache ein fürchterliches Werkzeug der Weltherrschaft, namentlich als gesprochene Sprache. Man kann sich in ihr leicht verständlich machen. Jeder Neger lernt das binnen kurzem. Man kann sie aber viel schwerer verstehen: auch gebildeten Europäern, die sich verständlich zu machen wissen, bleibt trotzdem der englisch sprechende Mensch noch lange ein Rätsel. Und noch viel schwerer ist es, diese Sprache so zu beherrschen, daß man sich öffentlich vor einem vielleicht minder wohlwollenden Publikum so in ihr äußern kann, daß nicht für den Engländer Anlaß vorhanden wäre, den Redner lächerlich zu finden und zu machen. So bleibt das Englische die Sprache der Herrschenden. Und doch müssen die Minoritätsnationen sie gebrauchen, denn sie wird ihnen durch eine ungeheuere Maschine in den Mund gedrückt: durch das für die ganze neuere Entwicklung der Ver-

einigten Staaten so maßgebende Transportwesen und alles, was damit zusammenhängt. Denn es leuchtet ein, daß dieses, wie etwa eine Armee militärisch organisiert, nur eine Sprache haben kann; diese Sprache aber kann nach Lage der Dinge keine andere sein als die englische. —

Charakter des kalifornischen Gebirges. Keine offen anstehenden Felsen; überall reiche Verwitterung des Bodens, daher weiche bucklige Formen, doch mit scharf gerissenen Regenläufen. Gelber Ton, oft fast bis nach Orange hin lebhaft gefärbt, gelegentlich mit etwas Braun. Unbewachsen oder mit Gestrüpp bewachsen; Farben der Vegetation: dunkelgrün, hellgrün, silbergrau. Die Wirkung überaus monumental; hier müssen einmal Maler groß werden. Ebenso die kalifornische Holzarchitektur im Westen weitaus die charakteristischste; hat freilich auch das wunderbarste Material; kann vor allen Dingen durch die Länge des Holzes besondere Wirkungen erreichen. —

In Los Angeles eine deutsche Buchhandlung. Im Schaufenster neben zahlreichen englischen Büchern von deutschen nur die Bibel, „Die Gartenlaube", Hebels „echter" Rheinischer Hausfreund, Kalender für 1904. Auf Anfrage im Laden, wo auch „Über Land und Meer" und von der neueren Zeitschriftenliteratur „Die Woche" zu finden, die Antwort, weitaus am besten gehe „Die Gartenlaube".

4. September 1904. Los Angeles so weitläufig gebaut, daß man in den äußeren Stadtteilen fast die ganze Nacht hindurch das Krähen der Hähne hört; man hat Platz genug, um Hühner zu halten.

5. September 1904. Kalifornien im Vergleich zu Italien. Beide haben die Monumentalität der Bergformen, Kalifornien noch mehr als Italien. Schon die Größe bringt das mit sich, doch fehlt die Mannigfaltigkeit Italiens in Flora und geologischen Formen; etwas von der Monotonie des Kontinents geht auch auf Kalifornien über. —

Wird der amerikanische Westen eine eigene Kultur ausbilden? Kalifornien wäre an sich dazu geeignet, aber es ist zu leichtlebig im Verhältnis zum Business-Yankeetum, dazu

zu klein. Oregon und Washington gleichen vielmehr dem Osten. Und sollte Seattle hier siegen, was sehr wahrscheinlich, so wird eben von diesem Punkte her etwas wie ostamerikanisches Wesen einziehen. Sicher aber werden die nördlichen Küstenstaaten eigenartig und scharf hervortreten, im Gegensatz zum Zentrum, das zurückgehen wird, da es einer belebenden Küstenbildung im ganzen entbehrt. —

Für die rationell und konsequent durchgeführte Geldwirtschaft charakteristisch ist der abgewandelte Gebrauch von Wörtern wie office und market (ersteres Laden und Amtsstube, z. B. auch des Arztes, letzteres wiederum auch Laden, z. B. von Fleischern und Gemüsehändlern); ferner der Gebrauch von it is im Sinne von es kostet; die Sitte, bei jedem Ding, namentlich auch Kunstwerken, den Hauptnachdruck darauf zu legen, was es gekostet hat und, namentlich bei Gebäuden, wie lang, breit und hoch es ist, überhaupt das schnell sich aufdrängende quantitative Element in der Schätzung der Dinge.

Im Westen die Natur noch nirgends bemeistert; sie drängt sich noch überall in die menschlichen Schöpfungen hinein; charakteristisch der ganz regelmäßige Gebrauch der bei uns im allgemeinen nur noch auf dem platten Land bekannten Fliegenfenster selbst in den größten Städten. Am meisten erscheint die westliche Natur bewältigt in Kalifornien; aber auch hier z. B. die Umgebung von Los Angeles nach europäischen Begriffen keineswegs das Kulturparadies, als das sie dem Amerikaner erscheint. —

9. September 1904. San Francisco-Ogden. Gegenüber dem Wasser ist der einzelne Mensch ohnmächtig. Zu seiner Bewältigung überall Gemeinschaften nötig. Zivilisierende Bedeutung des Wassers in dieser Richtung. —

Jeder Historiker sollte von Menschen noch nicht veränderte Strecken der Erde gesehen haben, um beurteilen zu können, was Menschenarbeit bedeutet. —

10. September 1904. Zentralbecken der Rocky-Mountains, Nevada. Das Ganze überaus großartig, schon in den Formen, namentlich aber in Luft und Licht. Die Luft,

die reinste von der Welt (wir sind immer zwischen 4500 und 6000 Fuß Höhe), erfrischend, getränkt von dem Wermutgeruch des Sagebrushes, leise zischend und pfeifend. Die Sonne klar vom ersten bis zum letzten Strahl. Herrlich die mit ihr verbundenen Vorgänge, vor allem der Sonnenuntergang. Der Superlativ zu Florentiner und römischen schönen Untergängen; Dauer fast eine Stunde; geht von Gelb in Orange über und endet im vollsten Feuerrot, dem eine bleiche letzte Strahlung folgt. Wunderbar vor allem auch die beschienene Gegenseite: die Berge silbern graublau, ganz licht, unten bis ins Weiße schillernd, der Boden bleich von weißem Sand; das Ganze mit starken Reflexen in Rosa, dann braunrot übergossen. Dies die schönste Ebene, die ich je gesehen. Gelänge es, sie voll bewohnbar zu machen, so würde hier das Herrenvolk der Vereinigten Staaten entstehen müssen: eine Mischung des Volkes der Schweiz und der Brandenburger.

13. September 1904. Die Kalifornier sind nicht die Leute, die einmal herrschen werden. Viel zu läßlich. Leider darunter auch die Deutschen. Halten wird sich nur San Francisco durch seine unvergleichliche Lage, auch durch sein besonderes Klima. Im übrigen wird Kalifornien für die U. S. A. sein, was Italien für Zentraleuropa. Die Hauptentwicklung wird in den Norden fallen: Portland mit seinem Engrosumsatz, Seattle mit seiner Rührigkeit. Dazu das zentrale Becken als Hinterland. —

Salt Lake City (Mormonenstaat Utah): in den Straßen herrscht der Geist alter Ordnung; man sieht, was eine Idee vermag. Sie bringt auch materiellen Wohlstand, wie das reich angebaute Tal von Utah zeigt: an Energie der landwirtschaftlichen Nutzung selbst Kalifornien und erst recht dem übrigen Westen überlegen. —

Stupider Konservatismus häufiger in Amerika als man denkt, zum Teil Folge von Selbstüberschätzung. So im Eisenbahnwesen. Eins der charakteristischsten Beispiele die Beibehaltung des englischen Schiebefensters in den Eisenbahnpersonenwagen, das für Zentrum und Westen paßt, wie die

Faust aufs Auge. Ein Superlativ hierzu wieder die Einrichtung der Fenster in den Wagen der Rio Grande-Eisenbahn. Sie legen sich geschlossen mit einem Holzbande von etwa 15 cm, geöffnet mit einem solchen von etwa 20 cm genau in die Sehhöhe des Reisenden: er kann also, wenn er nicht kniet, niemals den Horizont sehen. Diese mit so vollständigem Mangel an Einsicht und Umsicht eingerichtete Bahn nennt sich dabei die größte Aussichtsbahn der Welt: Scenic line of the world; und in der Tat durchläuft sie herrliche Landschaften. —

14. September 1904. In Hellas stritten sieben Städte um die Ehre, daß Homer ihnen durch die Geburt angehöre; im Westen Amerikas streiten mehr als sieben Städte darum, welche von ihnen noch nicht einmal das beste, sondern nur das Hotel habe, das am meisten gekostet hat.

15. September 1904. Der Amerikaner arbeitet intensiv, aber nicht lange. Er hat sehr viel Mußezeit, da er seinem Lande noch nichts abzuquälen braucht: viel mehr als der Europäer in den Städten. Kein großes Nachtleben, trotzdem des Morgens spät Anfang gemacht wird, also viel Schlaf. Dazu viel Sport. Geistiges Leben? Muße dafür wäre da.

25. September 1904. Von Saint Louis nach Oakland (Vorberge der Alleghanies). Ein anmutiges Land in stetem Wechsel von Berg und Tal: wie ein etwas niedrigeres Steiermark. Dazwischen majestätisch in seinem breiten Wasserbande der Ohio. Spuren der ursprünglichen Besiedlung auf den Höhen noch stärker, Baumstümpfe, sinnlos kahl gelegte Flächen, gelegentlich das, was man im Mittelalter nemus mortuum nannte: kahl geschälter Wald, oder wenigstens abgestorbene Bäume neben Neuwuchs. Blockhäuser; Stellen steppenartigen Charakters. In der Tiefe weniger. Am Ende erinnert hier nur noch der Holzbau der Häuser, überhaupt die reichliche Verwendung von Holz zu allerlei Zwecken, und hier und da auch ein Baumstumpf an die Jugend der Bebauung.

Washington. Anmut der Landschaft. Vergleich mit Potsdam: namentlich in Arlington und Mount Vernon. — Militärischer Charakter der Denkmäler, Generalsmonumente:

Unterschied dieser in Venedig und in den Vereinigten Staaten. Inschriftenfreude ein Zug aller großen Republiken.

Washington—Richmond. Tief eingreifende Flußtäler, fast Cañons. Dazwischen rauhe Gegend, voll von Heide und Niederwald, sowie von Hochwald mit dicht verschränktem Unterholz. Gebiet der großen Schlachten des Bürgerkriegs zwischen Fredericksburg und Richmond. Heute erinnert nur eine rohe Steinpyramide an die ungeheuern Verluste von Menschenleben, namentlich der Konföderierten. Vergleich mit den Kämpfen um Orleans 1871.

30. September 1904. Auffallend häufig Mannweiber, so namentlich ins Männliche ausschlagende Altstimmen, deren Gebrauch in der komischen Musik geradezu regelmäßig genannt werden kann. Das einheimische Theater an erster Stelle auf das Komische gestellt: Posse, Ausstattungsstück, Operette niedern Stils in bunter Mischung. Charakteristisch 1. der Zug ins Grelle. Besondere Beleuchtung der Hauptpersonen durch elektrisches Licht. Eine Rolle zumeist ganz herrschend. 2. Der Zug zum Massenhaften. Ein „big choir" das zunächst Verlangte. Der Chor als Milieuschilderer am Anfang des Stückes oder Aktes. Sinnlose Begleitung der Einzelgesänge durch den Chor. 3. Der Schauspieler noch Spaßmacher. Einfluß des Sportes auf die Gesten und Bewegungen. Die Anmut die der niederen Kultur des Negers. 4. Inhalt gleich Null. Die Charaktere oft nur Typen und noch diese oft kaum. 5. Musik charakterlos, oft direkt europäisch, daneben geistlose Ausnützung der Negergesänge. Ein Europäer mit einigen Ansprüchen wird sich abgestoßen fühlen.

2. Oktober 1904. Von Washington nach New York. Prächtiger Tag. Indian Summer. Überall schon Wälder zweiten und dritten Wuchses. Gelegentlich noch Baumstümpfe und nemus mortuum; schwerlich aber noch Reste ursprünglicher Urbarmachung. Leicht bewegtes welliges Land, wie zwischen Washington und Richmond, aber keine wilderness. Auf dem Lande saubere Holzhäuser (an Stelle der Neger-Cabins südlich von Washington), breit gebaut, meist weiß gestrichen, freund-

lich, Veranda, Anfänge von Schattenbäumen. Aber der Anbau nach europäischen Begriffen noch sehr von ohngefähr und extensiv; verläuft ohne klare Grenze in einen Wald, der vielfach doch nur aus ungepflegtem Unterholz besteht. —

Kolonialer Zug im amerikanischen Charakter des Sichbedienenlassens bis ins kleinste hinein (wo es nicht zu viel kostet): so wird man zum Sklaven des Schuhputzers, des Eisenbahnportiers, überhaupt der untern Beamten, denen dieses Bedürfnis eine charakteristische Gewalt gibt. Vergleiche Norddeutschland, wo verwandte Züge in der sogenannten Direktion des Publikums. Diese besteht in den Vereinigten Staaten in zwar nicht so mannigfachen, aber in um so entschiedener entwickelten Formen: z. B. im Eisenbahnwesen, ferner überall da, wo Billette oder Schecks ausgegeben werden; und wo geschieht das in Amerika nicht? Die Tyrannei ist noch viel schlimmer als in Norddeutschland, und von niemand bestritten.

Philadelphia—New York. Die Sumpflandschaft am rechten Ufer des Hudson, die man vor Jersey, gegenüber New York, kreuzt, ist zugleich eine Grenze landschaftlicher Typen. Denn nördlich von New York setzt eine Landschaft ein, die zwischen New York und New Haven immer mehr nordischen Charakter (Kopenhagen, ja, noch mehr Stockholm) entwickelt, wenn auch die Farben noch lebhafter sind. Der Gesamteindruck ist ein solcher von großer Noblesse; es sieht aus, als hätte es soeben überall abgeregnet. Niedrige Höhenrücken, an sich wenig gepflegter Wald, aber weit verbreitet und mit zahlreichen kräftigen Exemplaren halb nordischer Bäume durchsetzt; stärkeres Auftreten der Tanne.

2. Oktober 1904. Entzückender, ganz nordischer Sonnenuntergang: ein Sonnenuntergang der Götterdämmerung.

3. Oktober 1904. Übergänge von der intellektuellen zur künstlerischen Kultur: amerikanische Bibliotheken mit ihrem öffentlichen Charakter, oft prächtige Bauten, die schönste vielleicht die berühmte Bostoner öffentliche Bibliothek; Kirchen: freilich im Detail wenig Eigenes, nur etwa neuerdings Glasmalerei (Tiffany) in ganz neuen Motiven und Wirkungen.

Aber eigenartig die Lösung der Raumbedürfnisse (wäre genau zu studieren).

5. Oktober 1904. Umgegend von Boston. Nordisch, namentlich am Meere hin: etwa wie Stockholm, doch um einige Grade freundlicher; das harte Gestein sieht nur gelegentlich hervor, und die Höhen sind mehr auseinandergezogen: das Ganze also breiter angelegt. — Plymouth. Wie gut hatten die Pilgrimväter die erste Heimstätte auf fremder Erde gewählt: ein Quell frischen, ein Bach reichlich und klar fließenden Wassers, beide hin an einem mäßigen Abhang, dessen obere Spitze leicht verteidigungsfähig gemacht werden konnte: vor alledem ein damals noch nicht versandeter, leicht befahrbarer und großer Hafen, und ringsum hügelige Ufer von jener Anmut der Resignation, die auch europäischen Landschaften des Nordens, vornehmlich des südlichen Schwedens, eigen ist. Mit Rührung blickt man heute von der Spitze des Hügels, dessen Boden die einfachen Grabsteine der Pilger trägt, auf dieses Ganze: einen weltgeschichtlichen Schauplatz von der Einfachheit und Größe, in der auch die Eigenschaften der Pilgerväter wurzelten.

6. Oktober 1904. Der Neger versagt in solchen arbeitsteiligen Beschäftigungen, wo er entweder längere Schlußreihen vollziehen oder aber überhaupt ständig denken muß. Sehr genau läßt sich der Umfang seiner Fähigkeiten im Kellnergewerbe, dem er an sich (wegen der Ruhepausen) gern nachgeht, übersehen: er ist als Speisewagenkellner, in kleinen und einfachen Verhältnissen, noch brauchbar, weniger dagegen als Hotelkellner. Freundlich ist der Neger überall, wo er sich innerlich und geistig nicht ganz zurecht findet (wie der Hund); wo er sich zu Hause fühlt, wird er herrisch.

12. Oktober 1904. New York. Brooklyn charakteristisch für die Art, wie die Natur in Amerika auf den Menschen abfärbt. Dieser Ort mit einer Bevölkerung fast in der Höhe der Berliner macht, abgesehen von wenigen New York benachbarten Straßen, den Eindruck einer Mittelstadt von endloser Ausdehnung; zumeist Einfamilienhäuser, darunter noch Holzhäuser: das bange Einerlei der Natur ist auf den Menschen übergegangen. —

In der Musik noch am meisten klare Übergänge zu Eigenem, so in der bessern Operette. Charakteristisch, wie die Amerikaner als Masse das ihnen Eigene aus der Musik herausgreifen, während die europäische Musik nicht so leicht populär wird. Erfolg des Message of Violets aus dem Prince of Pilsen im Jahre 1904. —

13. Oktober 1904. Höchst interessant die Sammlung alter Poterien von Peru im New Yorker Museum of Arts. Darunter eine große Anzahl von Gesichtstöpfen, in denen die Kunst der Wiedergabe des menschlichen Kopfes bis zur vollen Beherrschung des Ausdrucks typischer Empfindungen und Dispositionen (Geiz, Gier, Schmerz) getrieben ist. Einzelne Stücke geben wohl mit Sicherheit Porträts, oder stehen wenigstens auf der Höhe einer Kunst, die das Porträt primitiv beherrscht (gleich Deutschland Ende 13. Jahrhunderts). —

Die moderne amerikanische Instrumentalmusik lebt von den trivialsten melodischen Formen; Hauptsache einfache oder überraschende Klangwirkung und starke Betonung des Rhythmischen. Daher Wechsel von einfachen, oft choralartig aufeinanderfolgenden Akkorden und von dominierenden Spektakelinstrumenten, bei denen die Nachahmung des Negerplattelns durchschlägt. Ausführung zumeist mäßig. Dieselben Elemente überwiegen in der Ausführung europäischer Klaviermusik: der Ton ist die Hauptsache. —

Neben dem Negerelement im Gesange ein andres, das man im Grunde das Pilgrimselement nennen könnte: kommt aus den puritanischen Psalmen. Aus dieser Quelle vor allem der Volksgesang auf den alten Farmen Neuenglands: höchst getragene Lieder; soweit weltliche Elemente in sie eine stärkere Note bringen, kommen sie aus dem englischen Volkslied; so z. B. der Sprechton. —

Plastik im New Yorker Museum. Die alte einheimische Porträtplastik (zweite Hälfte 18. Jahrhunderts) nicht schlecht: redlicher Durchschnitt englischen Könnens, verschwindet aber künstlerisch vor den beiden herrlichen Porträtbüsten Washingtons und namentlich Franklins von Houdon. —

Im Museum of Arts in New York hat man gewagt, ein Porträt von John S. Sargent, darstellend Henry G. Marquaud, den Präsidenten des Museums, in ein Kabinett hervorragender alter Meister und zwischen nicht schlechte Bilder von Frans Hals zu hängen. Ganz hält sich das Bild in dieser Umgebung nicht, aber doch so ziemlich.

14. Oktober 1904. Ein Hindernis der Entwicklung eigener amerikanischer Kultur ist, daß die größten Städte der Vereinigten Staaten fast alle im Osten liegen und an europäischer Bildung bis zu dem Grade festhalten, daß ihnen die Aufgabe, eine eigene Kultur zu entwickeln, vielfach noch gar nicht klar geworden ist.

17. Oktober 1904. Pennsylvanien, zwischen Philadelphia und Harrisburg. Die reiche Gegend, in der die Deutschen sitzen, ist fast in jedem Zuge als deutsch zu erkennen. Vor allem an dem sorgsamer als sonst geklärten Boden, den reinlichen Viehzäunen, der teilweisen Abgrenzung der Felder durch Steinfindlinge aus den Äckern, an dem niedrigen und gedrungenen Hausbau mit nicht selten zusammenhängenden Gebäuden, an dem Dachüberhang des Oberstocks mit darunter hinlaufendem Balkon, an den saubern weißen Zäunen um die Hofstätte, an dem Fehlen jeder kahlen schlechtwaldigen Stätte in der Flur, so daß wenig Wald übrigbleibt, und nicht zuletzt an einem gewissen Etwas, das dem durchreisenden europäischen Deutschen vorspiegelt, er sei an einer ihm noch unbekannten Stelle wieder in sein Vaterland gekommen. —

Die bunte Pracht der Belaubung des Indian Summer ist am höchsten um Boston, einigermaßen entwickelt auch noch um New York. In den Alleghanies überwiegen neben manchem bunten Tone braune Färbungen, doch gehen diese oft tief ins Violett und wirken dann höchst eigenartig, namentlich auch in von ferne gesehenem Bergwald. —

Susquehanna, was ist aus dir, dem breitströmenden Flusse in der Fülle seiner Sandbänke und felsigen Riffe geworden? Und was gar aus dir, smaragdner Juniata! Eine viergleisige Bahnstrecke läuft an euch hin, bedeckt mit endlosen

Kohlenzügen, daneben von flüchtigen Schnellzügen der Reisenden nach Westen belebt; und die Worte, die an euren Ufern jeder rußige Ort, jede schmutzige Fabrik predigt, sind steel and iron. An die Vorzeit aber mit ihren Sagen und ihrer kampferfüllten Schönheit erinnern nur noch eure klangreichen Namen, vereint mit einigen andern, wie Conestoga oder Tuscarora. —

Zur Sittlichkeit in Amerika. Anschlag in einem der ersten Hotels in Pittsburg: A watchman patrols these halls day and night for the protection of our guests and to keep objectionable characters out of the house. Commercial men having lady patrons visiting their rooms will please leave their door open. —

Furchtbares Schicksal, in einer Gegend wie Pittsburg zu wohnen. Der Himmel der Regel nach von Rauchwolken verhüllt, in den Tälern ein jeder Schönheit bares Industriewesen voll von Dampf und Gestank und mißfarbigen Wässern, denen man den letzten Tropfen ihrer Reinheit abgequält hat, unbesorgt um die Fabrikruinen häßlichster Art in seinem Bereiche und um den ständigen Eindruck blinder und zerbrochener Fenster; die Berge hinauf letzte dürre Stämme und Reste einst grünender Wälder in unangenehmem Wettbewerb mit Telegraphenstangen und sonstigen unförmigen Trägern von Elektrizität: Das ist eine Welt, das ist deine Welt! Ist es nötig, daß eine hohe Kultur derartige unwürdige Zustände erzeugt — und sollen wir dereinst, wie die Bazillen in ihrem Unrat, in solchen Errungenschaften der Technik zugrundegehen? —

Ganze Städte in den Alleghanies sind deutsch gebaut: der deutsche Holzbau höher in den Stockwerken als der englische, nicht so am Boden kriechend, die Grundfläche gewöhnlich kleiner als beim englischen Hause. Neigung zu durchlaufenden Balkonen (Veranden in höhern Stockwerken). Neigung, bei Villen (namentlich beim Steinbau aus Briques) Türme anzubringen, überhaupt wohl unbewußte Hinneigung zu den Strukturprinzipien der deutschen Renaissance. Das alles frisch, urwüchsig, nicht ins Feinere entwickelt. Auch Neigung zu Giebeln nach vorn. Am amüsantesten vielleicht Huntingdon: es

ist dem ganzen Charakter seiner Straßen nach, abgesehen von einigen Außenstraßen im englischen Villenstil, eine deutsche Stadt in kolonialer Abwandlung deutscher Baugedanken. Auch Lancaster ist nach Versicherung des Präsidenten der Hopkins-Universität in der Anlage deutsch. —

Beim deutschen Farmerhaus in Pennsylvanien zu bedenken, daß es schon das zweite Haus ist nach dem ursprünglichen Blockhause (von dem hier und da noch einige Exemplare stehen). Aber auch das Blockhaus trug deutschen Charakter: ein enges zweistöckiges Häuschen mit (nach englischen Begriffen) zu hohen Zimmern. —

Zwei gut angebaute Länder gibt es in den Vereinigten Staaten: Pennsylvanien und Utah: religiöse Begeisterung und deutsche Nationalität. Nach europäischen Begriffen ganz gut angebaut aber ist nur eins: Pennsylvanien. Nur eine gut geleitete Bahn, mit Ordnung überall, mit Sinn für die Schönheit der Bahnhofsanlagen: die pennsylvanische. —

Wenn irgendwo der Geist milder, maßvoller Schönheit zu sehen ist in Nordamerika, so auf dem platten Lande Pennsylvaniens, nach Natur und nach Charakter der Besiedlung und der Besiedler. Die Gegend ist „heimlich", ist „gemütlich", ist deutsch. Der allgemeine Eindruck der des Oberrheintales, allenfalls noch der der Mosel, wenn auch nicht so üppig, so ins einzelnste gepflegt und mit so hohem geschichtlichen Hintergrund. —

Die Orte am Juniata und Susquehanna in ihrem malerischen Aufbau erinnern an Orte etwa am Regen (Eisenbahnlinie München-Hof): wenn sie keine alten Schlösser haben, so haben sie doch alte Häuser und alte Kirchen, haben in bescheidenem Sinne Geschichte. —

Merkwürdig die grauen und schwarzen Farben der nördlichen Alleghanies, namentlich gegen Abend: Tintoretto auf der unbelichteten, Corot auf der belichteten Seite.

18. Oktober 1904. Die Philadelphiaer sprechen ihren eigenen Dialekt, leicht erkennbar. Sie verlieren ihn aber, nach New York versetzt, sehr rasch, in einzelnen Fällen bis zu völligstem Abstoßen, zugunsten der New Yorker Aussprache.

19. Oktober 1904. Philadelphia. Handhabung der europäischen Architektur. Einerseits roh, namentlich bei der Übertragung ins Kolossale, was an erster Stelle den zierlichen Stilen, z. B. der französischen Renaissance (City Hall von Philadelphia) schadet, anderseits sinnlos überladen.

An einer Kirche zu Philadelphia vier Predigten angekündigt über das Thema: Why they fail. Dazu der Zusatz: You are invited. You will find a hearty welcome. Good music. Help to better living.

20. Oktober 1904. Unterschrift unter dem Bilde von Steubens im Staatenhause zu Philadelphia: From irregular bands without discipline he created the armies of the United States.

Inschriften im Staatenhause zu Philadelphia: 1. Aus Penns Frame of Government: Any Government is free to the people under it whatever be the frame where the laws rule and the people are a party to those laws and more than this is tyranny, oligarchy and confusion. 2. Aus der Unabhängigkeitserklärung: We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their creator with certain unalienable rights, that among these are life, liberty and the pursuit of happiness; that to secure these rights governments are instituted among men deriving their just powers from the consent of governed.

Betrachtungen.

Die bisher wiedergegebenen Notizen entstammen einem Tagebuche, das nichts enthalten sollte, als was ich nur mit meinen Augen sehen, mit meinen Gefühlen aufnehmen, durch meine Vorstellungen verknüpfen würde: sozusagen einen ganz exklusiven und momentanen Niederschlag des persönlichen Eindruckes. Daß ein solches Programm schwer, wenn nicht unmöglich durchzuführen war, war mir von vornherein klar: es konnte sich nur um eine Annäherung an seine Forderungen handeln. Inwieweit diese erreicht worden ist, darüber kann der Leser besser urteilen als der Verfasser.

Ein zweites Tagebuch war dazu bestimmt zu enthalten, was ich von anderen erfuhr; zudem solchen Betrachtungen Platz zu gewähren, in denen sich eigene Gedanken schon mit fremden Erfahrungen mischten. Von den Aufzeichnungen dieser zweiten Art lege ich im folgenden einige vor; sie sind zumeist in New York und während der Heimfahrt, auf dem Schiffe, entstanden.

Im übrigen lag es in der Natur der Sache, daß ich das erste Tagebuch mehr im Anfange meiner Reise, das zweite dagegen am Schlusse mit Notizen füllte. Indem dies geschah, hat sich dann freilich der Charakter des zweiten Tagebuches gegen sein Ende hin etwas gewandelt. Es sind ihm schließlich, unter ständigem Magrerwerden des ersten, auch Augenblicksnotizen einverleibt worden: von denen ich immerhin einiges hier mit zum Abdruck bringe.

* * *

Frömmigkeit. Nichts ist schwerer, als über Familienleben und über Frömmigkeit einer fremden Nation urteilen. Das eine greift bis auf das unterste soziale Element, ist gleichsam der Versuch, die soziale Zelle anatomisch zu behandeln; das andere bedeutet ein Hinuntersteigen in den tiefsten Quellschacht alles höheren geistigen Lebens.

Über amerikanisches Familienleben habe ich befragt, wessen ich habhaft werden konnte: Familienväter, Junggesellen, Geistliche, Ärzte; habe auch unablässig beobachtet. Aber ich wage kein Urteil. Würde ich es über die französische oder italienische Familie wagen, die ich doch besser zu kennen glaube?

Eher darf man sich zur Frömmigkeit äußern. Sie hat eine öffentliche Seite, die kirchliche. Sie hat bei den abendländischen wie bei den morgenländischen Völkern bestimmte Entwicklungsstufen gehabt und hat sie noch: Stufen, die der Historiker kennt: so daß er nicht ohne eingehende Analogievorstellungen zu Worte kommt. —

In Amerika gilt auch kirchlich der Satz: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Freie Kirche im freien Staate: welche Wohltat. In Amerika war sie leichter zu erreichen, da keine oder fast keine alten Zusammenhänge zwischen Kirche und Staat, finanziellen, administrativen, herrschaftlichen Charakters, zu liquidieren waren. Welche Nation des alten Europas wird den Mut haben, zuerst auf diesem Gebiete gleich Amerika die Folgerungen eines im übrigen rezipierten Subjektivismus zu ziehen? [1]

Es ist müßig, sich zu fragen, wie viel Sekten es in den Vereinigten Staaten gibt. Lehrreich wäre es, den spezifisch amerikanischen Einschlag bei vielen festzustellen: im Spiritismus z. B. scheint sich alte Indianerfrömmigkeit zu regen. Der Fremde sieht vor allem die abweichenden Formen des Kultus: und diese übertreffen an Zahl noch weit die Zahl der Sekten.

In einer Stadt des südlichen Kaliforniens zog mich in

---

[1] Inzwischen hat Frankreich die Lösung des Problems unternommen; eine der Großtaten der Nation seit 1870, mag auch die Durchführung der Lösung niemandes Beifall verdienen.

den Abendstunden disharmonischer Lärm in einen räucherigen Saal. Er erwies sich durch einen langen Vorhang mitten durchgeteilt: rechts war Variététheater, links tagte die Heilsarmee. — Ist das Bild so ganz fremdartig? In Paris hat im Jahre 1900 die Comédie française im Apollotheater derart gespielt, daß man durch die Verse Racines das Gekreisch der Variétéheroinen durchhörte. Ländlich sittlich.

In Ashland in Virginien, wo mir amerikanische Freundschaft die Gunst verschaffte, dem Morgengebete des Randolph Macon College beizuwohnen, haben mich die strengen Formen einer Gottesverehrung im Geiste hingerissen; noch höre ich das einfache Gebet des knienden Kaplans, und nie habe ich mit mehr Andacht eines der alten Pilgrimsväterlieder mitgesungen. — In Ashland amtiert auch ein Negerpastor, wie viele Negerpastoren Presbyterianer, ein eifriger Hirt und Leiter der Seinen in spiritualibus et temporalibus; ich habe ihn nur von ferne gesehen, kann mir aber nach der Art derjenigen seiner Beichtkinder, die ich auf einem flinken Run-about in Feld und Wald besuchte, ungefähr denken, wie bei ihm Christenlehre und Gottesdienst verlaufen mögen.

In New York treten wir in eine bekannte Millionärs- und Milliardärskirche. Einfache Formen des Hauses, aber vom edelsten Material. Elektrische Beleuchtung, unsichtbar hinter den Pfeilern, die je nach Inhalt von Gesang und Erbauung wechselt wie die Kulissenbeleuchtung eines Theaters. Wunderbarer Gesang, ein auserwähltes Programm klassischer Kirchenmusik, darunter viele deutsche Meister. Du bleibst über einen Teil der musikalischen Andacht hinaus; man nimmt an, du seiest nicht bloß neugierig, sondern du suchest Erbauung; ein Diener führt dich in einen der schrankenumgebenen Sitzplätze; du hast nun stallum in loco: fühlst dich ein, singst, hörst der Predigt aufmerksam zu, die der Pfarrer von seinem Papier abliest und die praktische Fragen christlicher Charitas behandelt: dienst auch in dieser Umgebung deinem Gotte. Gegen Schluß ertönt das „Heilig, heilig ist der Herre Zebaoth" wie von Engeln gesungen; ein Diakon, ich denke im Ornate und

entsprechend dem Kulte der High Church, hebt eine schwere Silberplatte vom Altare, steigt die Stufen hinab zur Gemeinde, wo seiner vor den ersten Sitzreihen die Presbyter harren. Die nehmen je eine kleine Silberplatte von der großen, und die Kollekte beginnt. Ich habe meinen bescheidenen Dollarschein zu den Paketen Banknoten gelegt, die der mir präsentierte Teller trug. Ich habe später von der Summe gehört, die hier allsonntäglich einkommen soll, zehn- bis zwölftausend Dollar; es ist am Ende gleichgültig, ob sie mit zehn zu multiplizieren oder zu dividieren ist. Die Presbyter gehen mit ihrer Ernte an die ursprünglichen Plätze zurück, stellen ihre Platten auf die große des Diakons; und dieser trägt sie zu den Höhen des Altars als ein Dankopfer vor Gott. — Als die Zeremonie begann, glaubte ich eine Zeitlang „Holy, holy, holy is the money, is the money“ singen zu hören; nachher, als ich diesem oder jenem ins Gesicht sah, habe ich anders empfunden.

Nichts feierlicher, als die kirchliche Teilnahme an dem Jubelfeste des hundertfünfzigjährigen Bestandes der Columbia University in New York. Sie fehlte bei keinem Akt. Überhaupt, wenn Tacitus von den Germanen sagt: nil agunt nisi armati: von den Amerikanern (und Engländern) läßt sich sagen nil agunt nisi orantes. Da halte man sich nicht an die ewige Litanei der Psalmen; man sehe den Leuten ins Gesicht und frage sich, was in und hinter der Stirn eines Bischofskopfes, des Hauptes eines Rabbiners, des Schädels eines Sektenhäuptlings vorgeht.

Noch eine Erfahrung. Im südlichen Kalifornien wird der Deutsche nichts lieber besuchen als die alten spanischen Missionen. Denn da trifft er als neue Herren deutsche Landsleute, Franziskaner vom Niederrhein und von Westfalen. So wenigstens in dem herrlich gelegenen Santa Barbara, wo ich einen halben Tag zubrachte. Natürlich zunächst die homerischen Fragen seitens der Mönche, und meinerseits ein Wie geht's und Wie steht's. Man war zufrieden; geistlich ging's voran; das Kollege mit jungen Zöglingen, ein Bau jüngsten Datums, blühte; weltlich fanden nur die Laienbrüder einiges zu tadeln, vor allem:

Klima und Land gäben keinen westfälischen Buchweizenpfannekuchen her. Mit welcher Andacht aber habe ich hier Formen eines mir heimatlichen katholischen Kultes lebendig gesehen! War ich nicht ein heiliger Dreikönig, der auf einem anderen Wege wieder in sein Vaterland gelangt war? Ich erinnere mich eines parallelen Eindruckes, als ich in Venedig auf dem Markusplatz aus San Marco die Urgewalt eines deutschen Meßgesanges dringen hörte. Ich trat hinzu: auch hier waren es Westfalen, Rompilger, die Gott auf deutsche Weise dienten; und mein Nachbar sang im Vollgefühl des besonderen Augenblicks, als sei er einer von den Nachkommen der Posaunisten von Jericho.

Und nun ein letztes Bild. New York, Grand Street, Jüdisches Theater. Man gibt vor dicht gedrängtem Publikum, das alle Ränge füllt, in Jiddisch-Deutsch ein Stück, das in Südrußland spielt, „Der Liebe Kroft“. Ich freue mich, daß ich den mit hebräischen Typen gedruckten Theaterzettel lesen kann: die erste praktische Anwendung früher erworbener Kenntnisse. Das Stück beginnt; man spielt vorzüglich; der Inhalt ist ernst: schwere sittliche und religiöse Probleme. Und mit welch heiligen Feiertagsmienen lauscht das jüdische Publikum: alte ergraute Gesichter, manch eines mir dem Typ nach vom Brühl in Leipzig bekannt, manch junge Physiognomie, deren Träger schwerlich gleich den Alten Galizien, Rumänien, Kleinrußland, die Ursprungsgebiete des New Yorker Halbasiens, gesehen hat. Die Stimmung wird immer ernster, gespannter; einige junge Leute, die in tragischen Momenten lachen, werden niedergezischt, müssen ihre Plätze verlassen, einer wird angespien. Und was liegt in diesem Beifall nach dem ersten Akte? Nach dem letzten, nach Mitternacht — man hatte, denke ich, um 8 Uhr begonnen — weiß ich es: Erbauung, Frömmigkeit. Denn hier weht eine Luft, die das moderne Theater sonst vermissen läßt: die Luft der Einmütigkeit sittlicher Vorstellungen bei Publikum, Schauspielern und Dichter; hier gibt es keinen Unterschied in der Auffassung der Lösung der sittlichen und religiösen Fragen im Stück; hier fehlt problematische Bemerkung und Kritik: hier ist Schauspiel noch Gottesdienst! In diesem äußerlich wenig

anmutenden Raume, in einer Luft, die besser sein konnte, unter Leuten, für deren Mission im europäischen Osten als deutsche Kulturträger ich erst bei dieser Gelegenheit Respekt gewann, ist mir klar geworden, was auch hellenisches Schauspiel einst gewesen sein muß, solange es Gottesdienst war: und dieser Eindruck steht mir in mehr als einer Hinsicht ebenbürtig neben so außerordentlichen religiösen Eindrücken wie dem des Kölner Doms oder dem der erhabenen Ruinen Pästums.

Diese Bilder amerikanischer Gottesdienstformen ließen sich, glaube ich, fast noch beliebig vermehren. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Was aber webt über dem allen?

In Europa hört man viel von amerikanischer Scheinfrömmigkeit. Im Lande selbst sieht sich die Sache doch anders an.

Kein Zweifel: die Form spielt eine dem Deutschen unerwartete und nicht immer angenehme Rolle. Es gibt auch sicher viele Scheinheilige. Aber wo fehlen sie? Und ist das menschliche Herz so einfach organisiert, daß nicht sogar Kombinationen von Frömmigkeit und Scheinheiligkeit möglich wären? Nil humani a me alienum puto! Der Kosmos des Menschenherzens kann nicht so leicht umfahren werden; es ist eine der größten Erfahrungen und Freuden des Historikers, zu sehen, wie unendlich reich er ist — reich auch an Widersprüchen. Denn Logik ist nicht Psychologie. Aber das läßt sich in unserem Falle sagen: wer amerikanische Frömmigkeit einschätzen will, muß erst wissen, was amerikanische Form bedeutet. Sie leitet sich vornehmlich aus zwei Quellen ab: dem Angelsachsentum und dem Republikanismus. Daß alle Demokratien und besonders alle Republiken sich einer starken Formherrschaft erfreuen, ist bekannt. Und auch sehr erklärlich. Sie bedürfen ihrer als einer Autorität, wo andere Autoritäten fehlen. Genau aus dem Grunde, aus dem jede freie Art der Gesellschaft, und darum vor allem die Geselligkeit, der Form besonders bedarf: denn ohne sie würde Willkür walten. Es ist der geheimnisvolle Zusammenhang, der u. a. auch der katholischen Kirche, diesem

der Verfassung nach monarchisch-aristokratischen Gebilde, die demokratische Tönung leiht. In der Messe ist der Priester nur Träger der Form, demütiger frommer Träger in den meisten Fällen, aber nicht Person: und dieser Form beugt sich alles: während der evangelische Prediger als Person wirken will und muß, und darum einerseits Unverständnis finden, andererseits Kritik hervorrufen kann. Wie stark in dem sogenannten freien Amerika die Form waltet, erziehend wirkt, unbedingt herrscht, kann man bei den öffentlichen Feiern, bei jedem Meeting sogar, beobachten. Sehr erklärlich darum, daß alle öffentlichen Handlungen ein kirchliches Moment haben: man ruft die Religion schon als Depositarin einer umfangreichen archaischen Formenwelt zu Hilfe.

Dazu kommt noch der angelsächsische Sinn für Form. Er ist auch archaisch, geht zurück auf den unendlichen Formenreichtum der alten gemeingermanischen Zeiten. Urzeiten begabter Nationen weisen immer eine ausgedehnte Formenwelt auf. So gab es, wie man weiß, im germanischen Strafprozeß keinen öffentlichen Ankläger: die geschädigte Partei zwang den Frevler und seine Sippe vor Gericht durch die Form, indem sie ihn mit ganz bestimmten feierlichen Worten vorlud: Worten, die noch religiösen Inhalt hatten, im Sinne eines Zaubers gebraucht wurden. Das Beispiel zeigt, was die Form vermochte; sie stand als das Gesetz, das droben hänget unveräußerlich, über den Köpfen aller und wehrte der Willkür. Von diesen Formen und diesem Formenbewußtsein haben die Angelsachsen-Engländer mehr bewahrt als andere germanische Derivatvölker, insbesondere auch die Deutschen: wie sie denn, schon als Inselvolk — das korrespondierende Beispiel der Japaner zeigt es — in Verfassungsdingen besonders altväterisch sind.

Der Deutsche muß sich in diese Dinge hineinempfinden, so schwer es ihm fällt, will er England, noch mehr, will er dem teutonischen Amerika gerecht werden. Und von diesem Standpunkte aus ergibt sich der Eindruck, ja der Schluß, daß Form auch in religiösen Dingen auf dem Boden der Vereinigten Staaten keineswegs schon Scheinheiligkeit bedeutet.

Im Gegenteil: die Beobachtung läßt darüber gar keinen Zweifel: sie deckt sehr oft wahre Frömmigkeit, und sie bedeutet eine Anleitung zu dieser.

Nun aber zur Hauptsache. Wer nicht sieht, daß Sittlichkeits- und Frömmigkeitsfragen dies Volk, wenn auch häufig mit einem utilitarischen Einschlage, aufs ständigste bewegen, der weiß wahrlich nicht zu beobachten. Man schlage Themata aus diesem Gebiete an gegenüber wem es auch sei, und man wird mit wenigen Ausnahmen Verständnis und Erörterungseifer finden. Gewiß nicht selten von engem Horizonte aus, nicht selten mit der Absicht der Propaganda für irgendeine Sekte. Ich bin zweimal in langen Eisenbahnfahrten Bekehrungsversuchen unterworfen worden: auf der kanadischen Pacificbahn während der Steppenfahrt durch eine eindringlich suchende, selbst noch unklare Seele; zwischen Harrisburg und Pittsburg von einem Deutschen, der mit aller Unbehilflichkeit des pennsylvanischen Pfälzerdeutsch mich für eine bestimmte Ansicht und Sekte zu gewinnen suchte.

Aber was tut hier Unklarheit und begrenzter Horizont? Suchet, so werdet ihr finden! Ich bin von der tiefen Religiosität der Teutonen wenigstens der Vereinigten Staaten überzeugt: — man denke nicht immer an das degenerierte Volk der großen Industriestädte; man erinnere sich der Zukunft des Landes, des Farmers draußen unter Gottes freiem Himmel und seiner beinahe natürlichen Verhältnisse zu Natur und Gott! Und meine Überzeugung, daß dies Volk noch zu Großem berufen ist, gründet sich vor allem auf die Tatsache, daß es frommer Empfindung fähig ist.

* * *

Platte**s** Land. Wie oft, wenn ich durch die Weizenfelder und die Hafersaaten der nördlichen Prärie fuhr, endlos, Stunde auf Stunde, fast Tag auf Tag; wenn ich die Obstpflanzungen Kaliforniens sah mit dem Meile auf Meile wiederholten römischen Quincunx; wenn Tomatenfelder von flurenlanger Ausdehnung an mir vorübereilten oder ganze Flächen

von der Größe eines kleinen Sees blaupurpurn erschienen, mit Hürden bedeckt, auf denen eine südliche Sonne Pflaumen dörrte; wenn sich in den viele Tagereisen langen Hochsteppen der Rocky Mountains aus dem einförmigen Dunkelgrün des Sage brush Farmen erhoben in starker Uniformität der Anlage; wenn in der künstlich bewässerten Umgebung Denvers bis zum Horizonte sich Feim um Feim kürzlich geschnittenen Getreides erhob: wie oft habe ich in solchen Zeiten nicht aus dem Rhythmus der stampfenden Lokomotive die Worte herausgehört: Semper idem, semper idem, semper idem. Und der Rhythmus wiederholte sich, und indem er für einige Zeit mein ständiger Reisebegleiter wurde im Frieden des platten Landes wie im Lärm der Städte, hoben sich als Gegentöne leise die Klänge eines Kellerschen Gedichtes, bis sie in voller Deutlichkeit aus dem wallenden Suchen des Gedächtnisses aufstiegen:

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein schöner alter Brauch:
Wann hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Bursche jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß.

Schon sind die Garben festgebunden
Und rasch in einen Ring gebracht;
Wie lieblich floh'n die kurzen Stunden,
Es war ein Spiel in kurzer Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenluft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft. —

Wo finde ich hier der Heimat grüne Tale? Wo Nachbarsinn und Herbstesduft? Endlos, endlos ziehen sich die Äcker, von keinem Grenzstein gestört; und der jungfräuliche Boden trägt herb und fruchtbar Jahr für Jahr nur eine Frucht. Da mag wohl ein Unterschied sein zwischen dem spärlichen Hafer, der dieses Jahr zum erstenmal seit — ja seit wann? seit der Schöpfung dieser Ebenen? — dem Boden abverlangt wird, und dem schwerwogenden, unter der Last seiner braungoldenen Ähren seufzenden Weizenfeld: im ganzen ist der Eindruck derselbe. Semper idem! Und nicht bloß für den fremden Beobachter. Auf der kanadischen Pacificbahn bin ich mit ein paar jungen deutschen Bauern aus der Gegend von Winipeg zusammengefahren: sie suchten Neuland im Westen; ihre Farmen seien zu gut, sie hätten nichts zu tun, der Boden trüge von allein, die Sache sei langweilig — arbeitsuchend musterten sie Stunde um Stunde die Höhe und Art des Humus, der zu beiden Seiten der Bahn zutage stand, um endlich an einer weltfremden kleinen Station auszusteigen: da werde es eine neue Heimat, weil neue Arbeit geben.

Und wo glänzen über den Feldern noch silberne Sicheln? Ungeheuere Maschinen, gelegentlich mit einem Regiment von sechzehn und mehr Pferden davor, siehst du das Land durchkreuzen; sie raffen die Frucht dahin, die bald der unförmliche Elevator der nächsten Bahnstation aufnimmt.

Kann unter diesen Umständen der trauliche Sinn des Zusammenseins, können die frohen Sitten europäischen Nachbarenanbaues gedeihen, wie sie auf uralte Flur- und Feldgemeinschaften dieser oder jener Art zurückgehen? Nichts davon: der Farmer wohnt im allgemeinen für sich, um ihn sein Herrschaftsbereich, fern von Gemeindegenoß und Nachbar. Und er ist eine winzige Zelle jenes ungeheueren Wirtschaftskörpers der Union, dessen Leben Geld, dessen Geäder Telephon, Telegraph, Eisenbahn, dessen Herz Bank und dessen Gewissen Hauptbuch heißt.

Dennoch: wenn du die verwitterten Gestalten allein auf weitem Felde siehst, wenn du ihr Wesen verfolgst auf den

Sonnabendszusammenkünften der nächsten Bahnstation, wenn du sie auf dem Jagdwege beobachten kannst oder die Cowboys einer Ranchingfarm früh ausreiten siehst in dem verschleiernden Staube ihrer halbwilden Herde: es liegt Poesie in diesem Leben; und so muß es seine eigenen, starken sittlichen Werte haben: Werte der Selbständigkeit, des Herrensinns, der Hingabe an das Große dieser einfachen Natur.

Aber wie sie kennen lernen? Da genügt nicht ein flüchtiger Besuch; auch Herr von Polenz, selbst zu Lebzeiten ein edler Bauer, der weitaus beste deutsche Beobachter amerikanischen Lebens, wußte darüber nichts Genügendes zu sagen.

Fest steht mir nur eines. Fast alle meine Kollegen in den verschiedensten Gegenden des Landes habe ich gefragt, woher das beste Studentenmaterial käme. Und ich glaube alle, sicherlich die weitaus überwiegende Mehrheit hat geantwortet: von den Farmen.

Die Farm ist die große moralische und intellektuelle Vorratskammer des Landes. Und die Union ist und wird noch viel mehr werden ein Farmerstaat. Wer viel gefahren ist, weiß: die Farm ist der reguläre Eindruck des Landes, die Stadt Ausnahme, die Industriestadt trotz Pittsburg und Verwandtem Seltenheit.

* * *

Quantitatives Urteil. Wird ein Europäer, wenn er in New York landet, immer wissen, wie viel Seemeilen er etwa von Bremen oder Hamburg ab hinter sich hat? Ich bezweifle es. Eine allgemeine Angabe von 3000 Meilen für die Fahrt auf hoher See wird ihm genügen. Nicht so dem Amerikaner. Er pflegt genau zu wissen, wieviel Meilen er „gemacht“ hat; und die Frage, ob das Schiff an einem bestimmten Tage so oder so viel Meilen „machen“ werde, bildet auf der Fahrt für ihn einen Hauptgegenstand seiner geistigen Beschäftigung — und damit seiner Wetten.

Ich bin von New York bis Vancouver, von Vancouver bis Los Angeles, von Los Angeles über Sacramento—Salt Lake

City nach Denver, von Denver nach St. Louis, von St. Louis nach Washington, Richmond und zurück über Richmond in mannigfachen Fahrten die Küste entlang bis Boston gefahren, war auch in Pittsburg und bin schließlich in New York gestrandet. Ich war x Tage unterwegs, habe x Meilen gemacht, das Billet hat x Dollar gekostet, ich habe x Photographien aufgenommen und x Ansichtenalbums gekauft. Der Amerikaner würde die Fahrten, die ich gemacht habe, vielleicht nach den Orten nicht so genau angeben, wenn er kurz zu berichten hätte; würde aber ganz sicher die Zahlen, an deren Stelle ich aus Unkenntnis ein x setzen mußte, alle so ziemlich und am liebsten ganz genau im Kopfe haben.

Aus der Zahl der von mir gekauften Ansichtenalbums greife ich das von Denver heraus; Denver ist eine echt moderne amerikanische Stadt besten Stils; ich habe sie mir als Typ mächtig emporkommender Städte des Westens eingehend angesehen. Da finde ich u. a. folgende Notizen: Denver boasts of more buildings costing over $ 200 000 to erect than any other city of its age and size in the world. Unter der Abbildung des neunstöckigen Boston Building: Cost $ 500 000. Always a dividend-payer, erected by Boston capitalists. Unter dem Bilde des achtstöckigen Ernest & Cranmer Building: Cost $ 300 000; its owners became wealthy through Western cattle interests. Unter dem Bilde des zehnstöckigen Continental Building: Was occupied ninety days after ground was first broken for its foundation. Unter dem Denver County Court House Building: Building cost about $ 384 000. The land cost $ 16 000 in 1880, being then the outskirts of Denver. Land alone valued now at $ 800 000. Und so weiter. Diese Art der Schilderung ist die populäre; man kann sie z. B. in allen Wagen der American Sight Seeing Car & Coach Company hören. Ein uns Deutsche besonders interessierendes Beispiel noch aus dem Chicagoer Album „Pictorial Chicago“. Unter dem Bilde der Schillerstatue im Lincoln Park: This statue of the great poet stands among the flowers facing the Lincoln Park Conservatory. It is a reproduction of the

famous work of Ernst Raus [sic]. The statue is the gift of the Schwaben Verein, and was unveiled with imposing ceremonies May 15, 1886. It cost $ 8000.

Diese Urteile verbindet alle derselbe Zug, der den Europäer in der amerikanischen Reklame so oft, je nach dem Temperament, erbost oder erlustigt. The largest in the world, the greatest in the world: wie oft muß man das hören und lesen. Ich habe in irgendeinem Dining car irgendeines Eisenbahnzuges sogar the purest water of the world getrunken.

Was aber ist das Gemeinsame aller dieser Rede- und Denkweisen? Das quantitative Urteil.

Dies quantitative Urteil ist nun aber ein gemeinsames aller kolonialen Zivilisationen überhaupt. Wir können es z. B. in letzten Resten noch heute in der abweichenden Denkweise der kolonialen Deutschen jenseits der Elbe, so in vielen Urteilen der Berliner wahrnehmen. Es spricht zu uns aus den Kolossalanlagen des deutschen kolonialen Nordostens, aus der Marienburg, aus den Marienkirchen Lübecks und so vieler Kolonialstädte des hansischen Bereiches: sie alle wollen die Bauten des Mutterlandes weniger an feiner Durchbildung denn an Größe übertreffen. Es ist der Zug der Bauten auch Palästinas und der Nachbarländer aus der Zeit der Gesta Dei per Francos.

Diesem quantitativen Urteil liegt ein durchaus natürlicher Zug der kolonialen Zivilisation zugrunde. Eine lange Folge von Kulturzeitaltern erst zeitigt den Begriff der Intensität, unter dem heute die europäischen Völker leben: und dieser Intensität entsprechen Qualitätsurteile. In den kolonialen Ländern dagegen entscheidet der Begriff der Extensität. Nehmen wir einen einfachen Fall. Ein Bauer, der in Deutschland sich bei intensiver Kultur des Landes von seinem Dreißigmorgengut nährte, kommt nach Amerika. Er gewinnt jungfräulichen Boden. Werden ihm hier, bei gleicher Bodenbeschaffenheit, dreißig Morgen denselben Ertrag geben wie daheim? Mitnichten. Er bedarf des Doppelten, Dreifachen, ja, da er nun auch besser leben will, des noch Mehrfachen an Boden. Natürlich aber kann er diesen Segen an Land nun nicht auch gleich

intensiv bestellen wie daheim, selbst wenn er wollte: großräumige Begriffe für das Land, extensive Begriffe für die Bewirtschaftung schieben sich mithin seinem Denken unter, und der Prozeß dieser Wandlung erzeugt ganz allgemein die Gewohnheit quantitativen Urteils.

Nach alledem handelt es sich um einen tiefen, organischen Vorgang des Seelenlebens; denn die Erfahrungen des Bauern wiederholen sich in abgewandelten Formen auf allen anderen Gebieten. Es ist ein Vorgang, der die Urteilshaltung überhaupt auf niedrigere Kulturstufe zurückwirft.

Natürlich kann jetzt die Gewohnheit solcher quantitativer Urteile nicht etwa dadurch ausgerottet werden, daß man sie verwunderlich findet, verhöhnt, verwirft — kurz: schulmeistert. Gegen ihren Bestand gibt es nur ein Mittel: Beförderung steigender Kultur mit ihrer Erzeugung von Qualitätsurteilen. In dieser Hinsicht ist es sehr bezeichnend, daß im Osten der Vereinigten Staaten Quantitätsurteile schon weit seltener sind und weit zurückhaltender ausgesprochen werden als im Westen. Die eben zitierten Urteile sind aus dem Westen; die bessere Gesellschaft in New York oder Boston oder Philadelphia liest sie mit denselben Gefühlen wie wir.

Die ganze Erscheinung aber ist so überaus charakteristisch und durchdringend, daß es sich verlohnen würde, sie einmal mit allen ihren Senkwurzeln in der amerikanischen Psyche und anderswo zu untersuchen. Hier nur zwei Beobachtungen.

Der spezifische Zahlensinn und die ausgesprochene Neigung des Amerikaners zur Statistik hängt mit der Gewohnheit quantitativen Urteils eng zusammen. Und in diesem Zusammenhange vornehmlich ist das quantitative Urteil auch in die wissenschaftlichen Methoden der Neuen Welt eingedrungen. Auf allen Gebieten, namentlich auch auf den quantitativer Betrachtung zunächst zugänglichen Gebieten der Geisteswissenschaften, sucht der amerikanische Gelehrte mit Anwendung statistischer oder in irgendeinem Sinne quantitativer Methoden, z. B. der Methode quantitativer Beschreibung, vorzudringen: ja eben dies ist bisher der grundsätzlich einzige neue Beitrag

des Amerikanismus zur Methodologie der Wissenschaften gewesen. Es versteht sich, bei der kulturgeschichtlichen Stellung des quantitativen Urteils, was dieser Beitrag bedeutet. Doch darf nicht verkannt werden, an wieviel Stellen unseres Wissensgebäudes diese Methode gleichwohl weitergeführt hat; und am allerwenigsten ist eine stupide Gefühlsopposition ihr gegenüber am Platze.

Dies gilt auch für einen anderen Kreis von Beobachtungen, den man hier anschließen kann. Das nationale Selbstbewußtsein und Selbstgefühl des Amerikaners ist bekanntlich stark entwickelt. Dies möchte sein; was den Europäer aber besonders abstößt, ist die Tatsache, daß es sich zum großen Teile auf quantitativen Urteilen aufbaut und mit ihnen begründet zu werden pflegt. Da ergibt sich denn, bei der mehr qualitativen Auffassungsweise des Europäers, für ihn und den Amerikaner überhaupt keine gemeinsame Plattform der Erörterung mehr; man spaziert mit seinen Gründen aneinander vorüber, ohne sich zu treffen, und das Mißbehagen ist da.

Für die Vereinigten Staaten und ihre sich bildende Nation liegt in diesem Zusammenhange zweifelsohne eine Schwierigkeit, wenn nicht eine Gefahr. Die Gewohnheit quantitativen Urteils verhindert die Durchbildung einer eigenen Kultur, die nur auf qualitativen Urteilen und Werten aufgebaut werden kann; die Durchbildung dieser Kultur aber ist ein unbedingtes Erfordernis der werdenden Nationalität. Aus diesem Zirkel ist besonders schwer herauszukommen, wenn sich das quantitative Urteil so einschneidend mit chauvinistischen Gefühlen, ja auch bescheideneren Formen des Nationalbewußtseins verknüpft, wie das der Fall ist.

Europäer aber sollten nicht verlangen, daß jeder Amerikaner diese intrikaten Verhältnisse vermöge einer fast engelhaften Kraft reinster Selbstbeobachtung übersehe — und noch weniger, daß amerikanisches Selbstbewußtsein auf derselben psychischen Basis mit dem ihrigen stehe. Und sie sollten sich vor allem auf diesem Gebiete jeglichen Werturteils enthalten. Beide, Amerikaner und Europäer, haben eben genau dasjenige

Bewußtsein ihrer selbst, das sie nach Lage der Dinge haben können.

* * *

Karl Schurz. Für den Historiker ist es eine wunderliche Sache, mit lebenden historischen Größen zusammenzutreffen. Als ich Bismarck zum erstenmal sehen sollte, es war bei einer Ankunft des Kanzlers aus Varzin auf dem Stettiner Bahnhofe in Berlin in den achtziger Jahren, hatte ich mir vorgenommen, den anderen Anwesenden durch lautes Hurrarufen ein gutes Beispiel zu geben. Aber es gelang nicht! Als ich den Kanzler sah, verschlug mir die Stimme: vox faucibus haesit. Dabei ein leises zwiespältiges Gefühl. In einer Person den Träger des Genialen als einer besonderen Substanz aus transzendenten Höhen anzuerkennen, widerstrebte mir entschieden — es hat mich noch später oft in Gegenwart bedeutender Männer trotzig gemacht: nicht als ob diese Männer mir das Anerkenntnis der Transzendenz abgefordert hätten — im Gegenteil —, aber ihre Umgebung brachte es ihnen entgegen, und das ging mir gegen den Strich. Auf der anderen Seite aber sah ich in jenem Momente auf dem Stettiner Bahnhofe in Bismarck so sehr den symbolischen Träger, das sinnliche Behältnis gleichsam alles Großen, das mein Volk seit einem Menschenalter erlebt hatte, daß ich am liebsten in schweigender Ehrfurcht gekniet hätte.

Etwas davon ist mir vor Menschen, die wirklich gewirkt haben, bis heute geblieben. So versteht sich, daß ich immer alte Leute überhaupt gern aufgesucht habe als Träger von irgend etwas Vergangenem, das doch nicht bloß klein gewesen sein konnte. Und wie teuer erst sind mir Menschen gewesen, die notorisch Großes erlebt hatten. Die erste und älteste Gruppe waren da für mich, abgesehen von Ranke und meinem Vater, die noch weiter zurückreichten, die Achtundvierziger, besonders die Männer der Paulskirche. Ich habe von ihnen zwei gut gekannt, Mevissen und Biedermann. Was sie und auch ihre Zeitgenossen, soweit sie nicht Parlamentarier gewesen

waren, auszeichnete, war eine besondere, rasch gewinnende und dauernd wärmende Milde. Nicht bloß die Milde des Alters. Die Milde vielmehr einer Erfahrung der Resignation. Mevissen z. B. sprach selbst von Bismarck mild und ehrfurchtsvoll, obgleich er ihn im Grunde nicht mochte — nicht mögen konnte. Es waren geistige Porträts, denen im Sinnlichen Bildnisse in jener alles ins Gute vertreibenden lithographischen Kunst entsprochen haben würden, die die populäre Bildniskunst der dreißiger und vierziger, vielfach auch noch der fünfziger Jahre ausmachte.

Wie würde sich nun zu diesem Charakter der in Deutschland gebliebenen Achtundvierziger das Wesen der deutschen Männer stellen, die Achtundvierzig übers Meer nach Amerika vertrieben hatte? Unter dieser Neugier habe ich zuerst den alten Castelhun in San Francisco aufgesucht. Ich kannte ihn in gewissem Sinne schon aus seinen Gedichten: als einen der Unentwegten, einen scharfen Kritiker des neuen Deutschlands, jemand, der auf dem Grunde der deutschen Kultur der vierziger (allenfalls noch der fünfziger) Jahre leben und sterben wollte[1]. Der Eindruck war überraschend. Fast dieselbe gleichsam formale Milde der deutschen Achtundvierziger, bei aller Lebendigkeit! Kein Zweifel, Biedermann, Mevissen und Castelhun würden sich ohne Zwist verständigt haben, hätten sie sich getroffen; Differenzen des Urteils würde man Differenzen haben bleiben lassen.

Dieser Eindruck hat sich jetzt wiederholt, da ich Karl Schurz kennen zu lernen das Glück hatte.

Das erste Zusammentreffen war merkwürdig genug. Ich wurde in einer Gesellschaft gefragt, was wohl die Haupteigenschaft eines Biographen sein müsse. Als ich antworte: „Die Liebe zu seinem Helden", tritt jemand herzu und stellt die Frage: „Wie hat sich dann aber ein Selbstbiograph zu verhalten?" Es war Karl Schurz, der eben an der Geschichte seines Lebens schreibt.

---

[1] Er ist inzwischen heimgegangen. R. I. P.

O könnte ich euch doch noch vervielfältigt sehen, ihr reichen Abende, die ich bei dem Nestor der deutschamerikanischen Welt zugebracht habe! Wahrlich: Schurz ist berechtigt, sein Biograph zu sein — und seine Biographie würde für einen Historiker, der vornehmlich der Kunst seines Berufes lebt, zu den schönsten Aufgaben gehören, die die Geschichte des 19. Jahrhunderts darbietet. Welche Hintergründe: Deutschland, Spanien, eigentlich ganz Europa in den verschiedenen Phasen seiner Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — vor allem aber Amerika: die Union der Zeit vor dem Bürgerkriege, der Krieg selbst, in dem es Schurz bis zum General brachte, darauf die Zeiten des Ausgleiches von Nord und Süd, wirtschaftliche Erringung des Westens, Friede und Fortschritt, Entwicklung des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung, neue Verfassungs- und neue Parteibildungen, Expansion und Imperialismus, Anfänge einer eigenen nationalen Kultur: welch eine Unsumme drängender Vorgänge, wandelnder Kulissen!

Schurz selbst lebte in den Abendstunden, die er mir schenkte, in den sechziger Jahren, in vielem Betracht ja auch seinen großen Zeiten, den Zeiten des von ihm über alles geliebten Lincoln. Wie lebendig hat er ihn gemalt! Wie fein und doch farbig einige bezeichnende Anekdoten von ihm erzählt. Von dem englischen Gesandten, der auf die feierlich überbrachte Botschaft von der Geburt eines weiteren englischen Prinzen mit puritanischen Bibelworten minder feierlich abgefertigt wurde. Von dem Lord, der nach einem Trip durch die Union den Präsidenten aufsucht und ihm herablassend bemerkt, in Amerika sei manches gut, schlecht aber, daß sich die Herren die Stiefel selber putzten — und als Antwort von Lincoln die Gegenfrage erhielt: „Wessen Stiefel putzen denn die Herren in England?“ — Und so weiter.

Neben den Ereignissen des Bürgerkrieges nahm Schurz gern die Indianer zum Gesprächsthema; sehr natürlich an sich: die Zeit seines Staatssekretariats des Innern hatte ihn alsbald in das Problem der Behandlung der Indianer jener Zeiten hinübergetragen. Daneben führte ihn aber auch un-

verkennbare Sympathie mit den unglücklichen einstigen Herren des Landes dieses Weges. Wohltuend berührte es da, wenn er ihren Charakter rühmte. Und mit Stolz zeigte er allerlei Andenken an Häuptlinge, die er sich nicht scheute, seine Freunde zu nennen.

Was wird uns die Selbstbiographie Schurzens nicht alles bringen! Bürger zweier Welten, in seiner zweiten Heimat zu allen Ehren und Pflichten aufgestiegen, die einem nicht im Lande Geborenen zugänglich sind, nach dem Zeugnisse nicht weniger nur wegen dieses Mangels des Indigenats nicht zum Präsidenten gewählt, der deutschen und der englischen Sprache gleich mächtig, wie kein Deutschamerikaner nach ihm, und darum recht eigentlich zur Vertretung der beiden größten europäisch=nationalen Bildungsbestandteile der amerikanischen Nation gegeneinander berufen, treu, ehrenfest und folglich nicht stets geliebt, aber immer verehrt steht er heute als der Patriarch der Deutschamerikaner da, während das Gedächtnis seines Lebens fortwähren wird als ein monumentum aere perennius des amerikanischen Deutschtums in den großen Bildungszeiten der Republik.

* * *

Kriegerischer Sinn. Zu einer der auffallendsten Erscheinungen der Union wird vielleicht bei längerem Aufenthalte der kriegerische Sinn der Bevölkerung.

Freilich nicht das, was ich militärischen oder kriegerisch-technischen Sinn nennen möchte: eine in Deutschland weitverbreitete Eigenschaft. Ich habe wiederholt Truppen der Vereinigten Staaten exerzieren sehen; ich war, glaube ich, stets der einzige Zuschauer. Und doch gab es so viel zu sehen, faßte man auch nur den Rahmen des Bildes ins Auge, von den prächtigen Kasernenbauten im Einzelhäusersystem Plattsburghs, die die schönsten Exerzierplätze begrenzen, bis zu dem wilden Exerzierplatze der Farbigenkavallerie im Yosemitetale und den schmalen Exerzierräumen im Beringe der Weltausstellung von St. Louis, auf denen, meist unter gewaltigem Hörnerschall,

Infanterie und auch Marinetruppen übten. Und nun die Truppen selbst! Schmucke Kerle, gut genährt, nach körperlicher Auswahl und Beschaffenheit gewiß zum Besten fähig. Aber freilich: im Dienste ein laxes Wesen, das ein deutsches Auge beleidigt, und nur da eigentliche Aufmerksamkeit, wo sich die Übungen dem Sport nähern. Daher weitaus das schönste Bild, das ich gesehen, die Exerzitien der Farbigenkavallerie. Da habe ich gar nicht wieder loskommen können, und mein militärisches Interesse — nur das eines bescheidenen Landwehroffiziers a. D. — schlug rasch in ein ästhetisches um, ja in ein halb historisches. Denn sind das nicht Figuren, wie sie die Griechen kannten, die in der Verwachsenheit von Roß und Reiter die Vorstellung des Kentauren nicht nur nahelegen, nein eigentlich unmittelbar schaffen? Es war mir eine Offenbarung gleich der, da ich am belgischen Strande zum erstenmal von vorspringenden Dünenhügeln die Wogen steigender Flut heranjagen sah: siehe, die Rosse Poseidons!

Sportsmäßig sind vor allem auch die Übungen in der Kriegsakademie in West Point; die kavalleristischen Leistungen treten fast in Wettbewerb mit denen eines Zirkus, und Fußball gilt als wichtiges Erziehungsmittel. Daneben freilich in diesem Falle, für die künftigen Offiziere der Armee, eine überaus sorgfältige theoretische Ausbildung, ja Begründung einer allgemeinen Bildung überhaupt; in einer Unterrichtsstunde, deren Inhalt ich folgen konnte, wurde sehr eingehend das Staatsrecht der Union behandelt: Wahl des Präsidenten (im November 1904 ein sehr aktuelles Thema), Technik bei der Aufstellung der Wahlergebnisse usw. Die Unterrichtsweise war dabei, wie in West Point überhaupt, sehr intensiv: kleine Klassen bis herab zu nur sechs Schülern; Aneignung des Lernstoffes außerhalb der Lehrstunden; diese in Vorträgen der einzelnen Schüler verlaufend, deren Themata geeignet sind, den Lernstoff nach anderen Gesichtspunkten durchzukneten als den vom Lehrbuch gebotenen. Ich bin von West Point mit hoher Achtung vor den unterrichtlichen Leistungen geschieden; eine überaus freundliche menschliche Aufnahme, die historische Be-

deutung des Orts, die herrliche Lage tragen dazu bei, meine Erinnerung an den Ort zu einer der angenehmsten des amerikanischen Aufenthaltes zu machen.

Aber, wie gesagt, an all diese Dinge ist nicht zu denken, wenn vom kriegerischen Sinne der Amerikaner die Rede ist. Sie sind zu sagen nur berufsmäßige Einzelheiten der Soldarmee.

Auf einen anderen Zusammenhang weist es schon hin, wenn junge Leute mir ein paarmal vom übermächtigen Wettbewerb der Offiziersuniform in der Damenwelt berichtet haben. Die Armee ist heute beliebt; sie ist der Stolz der Nation. Und sie ist es nicht bloß auf Grund von Leistungen, sondern weil sie gleichsam ein Exponent ist des wahrhaft kriegerischen Sinnes aller.

Man sehe nur die Unsumme von Generalsdenkmälern, die namentlich in den Städten des Ostens und speziell des Bürgerkrieges Straßen, öffentliche Plätze und Parke schmücken! Und zu Pferde, und nicht bloß in der ewig repräsentativen Pose unserer Herrscherdenkmäler. Was gewinnt nicht hier auch die Kunst für ein breites, dem Deutschen im allgemeinen fremdes Feld der Darstellung; ich denke in diesem Augenblick an die Kontrastierung der Reiterstatuen Moltkes und Bismarcks am Siegesdenkmal des fernen Leipzigs, die in Deutschland vielleicht zeigen kann, welche Motivenwelt uns hier durch unsere Unsitte, Generalsdenkmälern das Pferd zu entziehen, verschlossen ist. Malatesta, Colleoni! Und unter den amerikanischen Generalsdenkmälern so vortreffliche wie Lee in Richmond, Sherman in Washington und auch in New York.

Der kriegerische Sinn der Nation aber beruht letzten Endes nicht so sehr auf dem sehr hoch gespannten, ja überspannten Nationalstolze, als auf einem Gefühle körperlicher Leistungsfähigkeit, das in einem großen Teile der Bevölkerung, der des platten Landes, mit einem noch vielfach halb okkupatorischen Berufe, und das heißt einem Herrschaftsberufe über Feld und Wald ohne weiteres verbunden ist, und das für einen wichtigen Kreis der Stadtbewohner, nämlich die oberen Schichten, durch das Camping-, Fishing-, Hunting-Life des Sommers immer wieder

erweckt wird. Es ist am Ende der Ausdruck der Tatsache, die unleugbar ist und mir auch von Karl Schurz als allgemeine Erfahrung des Bürgerkrieges bestätigt wurde, daß in dem Amerikaner ein geborener Krieger steckt, dessen Potenzen in kurzer Zeit zu soldatischen entwickelt werden können.

Oder wie erklärten sich sonst die rough riders Roosevelts? Für die geringe Achtung des Technischen aber ist charakteristisch, daß Roosevelt glaubte, im soldatischen Lehrgang etwa eines Monats ein guter Oberst werden zu können.

* * *

Freiheit. Diese Novembertage in New York sind herrlich. Ewig klarer Himmel über einer Großstadt! Und welche Aussicht von meinem Zimmer im elften Stocke des Manhattan-Hotels! Unter mir die breiten Massen des Zentralbahnhofes, dann nach rechts und links die Straßenmenge der Riesenstadt, dahinter das blaue Wasserband des East River, Brooklyn, und als Schlußdekoration die historischen Höhen der schönen Brooklyner Parke. Dazu ein Sausewind, der alles wegfegt, was den Dunstkreis einer Weltstadt ausmacht, der an den Läden meines Turmgemaches eilfertig rüttelt, ohne doch das Stahlskelett des Hauses auch nur im geringsten ins Schwanken zu bringen.

Wie verführerisch dieser Morgen! Lebe wohl, du Philisterplan, ins Metropolitan Museum zu gehen, lebe wohl, peruvianische Keramik! Der Liftjunge, ein Kanadier, rät in einem archaischen Französisch zu Battery Park und Freiheitsstatue. Gut!

Der Lotterweg der fünften Avenue, der Leidensweg des Broadway hinter mir; vor mir hüpfende Wellen. Ein kleines Dampfboot trägt zur Libertyinsel, zur Statue; unterwegs herrlicher Blick den Hudson auf- und abwärts und nach New York; dazu amerikanische Vaterlands- und Freiheitslieder im Klingklang einiger dürftiger Instrumente: ich unterscheide My country t'is of Thee und While we were marching through Georgia.

Die Statue ist eine Freude. Wie ist sie in den Raum komponiert! Das Verdienst, kein geringes, wird mir erzählt, gehört den Amerikanern. Frankreich hat nur die Statue geschenkt, der Sockel, und das heißt Architektur und Maßverhältnisse des Ganzen, sind amerikanisch. Schärft der große Raum auch die Raumanschauung, ja hier möchte man fast sagen die Raumempfindung?

Ich gehe mit einer kleinen Gesellschaft junger Leute den Weg zur Statue und in der Statue empor bis zu den Aussichten, die zu den schönsten New Yorks gehören. Einer der jungen Männer ist Arzt in Kalifornien, hat in Deutschland studiert, nennt auch einzelne Universitäten und mir dem Namen und teilweise sogar der Person nach bekannte Professoren: und trägt den Leuten vor, wenn man die Professoren in Deutschland nicht mit ausnahmsloser Fertigkeit als Geheimräte tituliere, falle man durchs Examen. Soll ich dazwischen reden? Ich fange ein anderes Gespräch über beliebige Materien mit der Gesellschaft an, suche möglichst liebenswürdig zu sein und bemerke schließlich an passender Stelle, rasch darüber hingleitend, ich sei deutscher Professor und sogar auch Geheimrat. Man lächelt; ich bin verstanden. Und als nun ein besonders unbedarfter Jüngling aus dem Kreise fragt: „ob denn in Deutschland Examengefahr bestehe, wenn“ usw., habe ich leicht, mit schlichtem Nein glaubhaft abzulehnen.

Aber dennoch! Wie mochte der Kalifornier zu seiner Auffassung gekommen sein? Ein bißchen via Mark Twain? Jedenfalls bona fide. Der deutsche Freiheitsbegriff hat manchmal sonderbare Facetten.

Wir steigen hinab; ich bleibe allein. Da drüben die nächste Insel in einförmigem Blau ist Ellis Island. Da sitzen die Einwanderer und werden auf Herz, Nieren und Geldbeutel geprüft, ehe man sie ins gelobte Land der Union einläßt. Ob sie auch über Geheimratstitelrätseln brüten? Zollrevision, Gesundheitslegitimation, Auswandererprüfung: das sind Dinge, über die jeder, der in New York landet, eigene Geschichten hat. Denn bei diesen Gelegenheiten wird zugefaßt, und wo die

amerikanische Verwaltung wirklich zufaßt, faßt sie kräftig. Und mit Hundertdollarstrafen ist in New York und anderswo sogar das Ausspeien in den Straßenbahnwagen verboten.

Mich erinnert das alles an die Hanse und an die Nachfolgerin der Hanse in einem spezifischen Charakter von Gebot und Verbot im deutschen Norden, an die preußische Verwaltung: die haben verwandte Begriffe von obrigkeitlicher Banngewalt gehabt — und haben sie noch. In Amerika kann man das koloniale Freiheit nennen.

Und wie steht's mit dem lieben Deutschen, der sich in der Neuen Welt der Lebensweisheit Vischers erinnert:

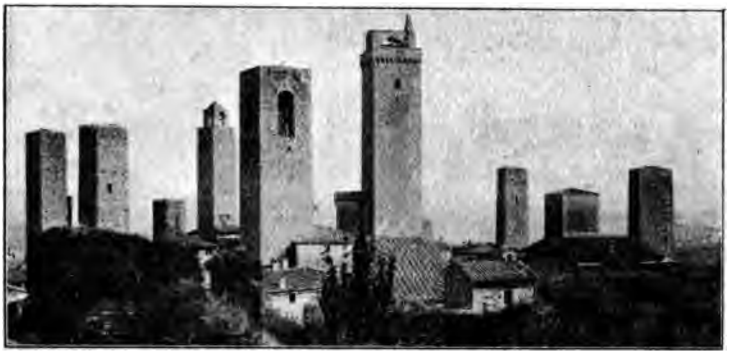
Doch dem Biedern ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt?

Glaube ja nicht, daß du dich in der Kneipe in germanischer Willkürwahl hinsetzen kannst, wohin es dir beliebt; der Kellner wird dir den Ort zeigen, da du sitzen sollst. Und bist du etwa so ein deutscher Eigenbrödler, der sich nicht fügt und im Schatten der Kneipe wie ein alter Germane sitzen will, ut fons, ut nemus placuit: so wirst du vom Kellner schlecht bedient werden. Und nun gar die alkohollosen Kneipen, die, um mich pariserisch auszudrücken, Duvals für Kaffee, Tee, Kakao und andere „sterke Dranken“ mit Frauenzimmerbedienung! Da sperren die Kellnerinnen womöglich die Hälfte der Sitzbänke, weil ihnen sonst zuviel Lauferei entstehen würde: und du wirst als neuer Ankömmling an die Queue der Schmausenden angeschoben — beinahe hätte ich geschrieben arrangiert wie in Güterwagen auf der Bahn! — Und das sind nur Erfahrungen in Auswahl. Ganz durchweg lebt der Amerikaner unter dem absoluten und, von unten her betrachtet, sehr aufgeklärten Absolutismus aller derer, die da Diener heißen. Die Überschrift aber zu diesem Kapitel, dessen Schluß eine Jeremiade über das Dienstbotenelend sein würde, über die Stellung derer, die man in prähistorischen Zeiten Hausgesinde nannte, kann weitaus am besten lauten: demokratische Freiheit.



New York vom Hudson aus gesehen.

Jetzt aber fahre ich, erst spät am Nachmittag, aus all der sonnigen Wärme von Liberty Island heim: vor mir das großartige und doch wunderliche Panorama New Yorks. Da steigen sie auf, all die Skyscraper: hinweg über das gemeine Häuserpack, luftig und doch fest, und suchen den Himmel. Aber aus der zerrissenen Silhouette steigt mir auch ein anderes Bild auf, langsam geht es aus den gegebenen Massen und Umrissen hervor, wie in Nebelbildern eine Lenzeslandschaft aus herbstlichem Gemälde: und nun weiß ich, was es ist! San Gimignano, du trotziges Tuskernest, wie kommst du hierher? — — Aber das Bild weicht nicht, wie ich es einstmals gesehen: der lange Bergrücken gegen einen Horizont, an dem dunkle Wolken einer Burrasca drohen, deren Blitze in wenigen Minuten zucken werden, und zwischen Berg und Himmel, wuchtig auf die Erde aufgestemmt, die Mauer des Städtchens — darüber hin die, irre ich nicht, dreizehn fünf-, sechs- und siebenstöckigen Türme der Geschlechter, die einst hier hausten, sich von den Bauern ringsum mit den Gaben der Teilbauwirtschaft füttern ließen und untereinander Montecchi und Capuletti spielten! Und nun weiß ich, was du in diesem Zusammenhange willst, du einzig erhaltener Typ der frühmittelalterlichen Stadt Italiens, du Geschlechterzwingburg naturalwirtschaftlicher Zeiten, die du in deinen Türmen und deinen Wein-



San Gimignano von Rócca aus gesehen.

kellern und Getreidescheuern den sauren Schweiß des Landmanns sammeltest! Gleichen deine Türme nicht den Skyscrapern da drüben, in denen bis zum vierundzwanzigsten Stockwerke die Schreibmaschinen rasseln? Und würden deine Keller und Scheunen nicht heute Banken und Engrosmagazine sein? New York das San Gimignano der Gegenwart; seine Bankiers und Großhändler die Montecchi und Capuletti von heute; das ganze Unionsgebiet das Teilbaufeld, aus dem Reichtum um Reichtum in der Empire city zusammenströmt: darnach alles geformt, geregelt, verwaltet, eingerichtet, ja sogar gebaut: das ist des Rätsels Lösung. Und wie würde man das System im ganzen taufen? Im Mittelalter hieß es libertas nobilium, heute heißt es kapitalistische Freiheit oder liberty der captains of industry. —

Doch nun, in den verkehrdurchbrausten Straßen New Yorks, wollen wir nicht vergessen: über alledem schwebt schützend noch immer mit gelegentlich doch recht scharfen Fängen der amerikanische Aar: die große Freiheit, wie sie Penn verstand, wie die Altvordern der Revolution sie erfaßten und erkämpften: die Freiheit der Verfassung.

* * *

Politik und Teutonismus. Eine prächtige halbe Stunde mit Mr. Bryce verplaudert. Einer der lebensfrischen Greise, um die man England beneiden kann. Dazu von dem wohltuenden, halb pädagogischen Vertrauen des Alters; wiederholt hatten wir uns bei Besuchen verfehlt; er hat nicht locker gelassen, bis wir uns doch noch trafen. Spricht vorzüglich Deutsch. Schreibt mir zur Förderung meiner japanischen Studien sofort einen Empfehlungsbrief an Baron Kantaro Kaneko. Ist ein ausgezeichneter Frager; in zehn Minuten hat er von mir heraus, was er als Verfasser des „American Commonwealth" von meinen Erfahrungen im pacifischen Teile der Union zu wissen Anlaß haben kann; und ich freue mich, ihm präzis zu antworten, da er seine Absicht nicht verhüllt, ohne im geringsten inquisitorisch zu werden. So, nur lebhafter, fragte Ranke; ähnlich eingehend, aber überstürzt, Treitschke. Bei allen drei Genannten, großen Historikern, kann man sich erinnern, daß ἱστορεῖν im Griechischen nicht bloß erzählen, sondern auch fragen heißt.

Gewiß: wenn ich die Eindrücke von so vielen bedeutenden Amerikanern, die ich kennen gelernt habe, und der hervorragenden Engländer, von denen ich ein Gleiches rühmen mag, mit den persönlichen Eindrücken von großen Männern meines Volkes zusammenhalte: wenn ich dann vergleiche und abwäge und das Ergebnis mit Eindrücken aus der romanischen Welt zusammenhalte: — so muß ich schließen, daß die Teutonen für einander geboren sind: einig werden sie die Welt beherrschen.

Einig.

Aber haben nicht eben die Teutonen die Welt immer und immer wieder gelehrt, daß Verwandtenhaß der beste Haß ist? Und sind nicht die Lose der drei großen teutonischen Nationen sehr verschieden gefallen?

England steht auf der Höhe seiner Geschicke. In sechs bis sieben Generationen zu dem aufgestiegen, was der Brite die Beherrschung der Welt nennt; seit den Tagen der Königin Anna die große Bank der Welt, in der unterworfene Völker

ihre Depositen zugunsten englischen Zinsgenusses niederlegen; durch den tatsächlichen Besitz Ägyptens Hüter gleichsam des Züngleins eines Wagbalkens, in dessen Schalen Orient und Okzident der Alten Welt liegen; von alter, auch noch heute anscheinend gesicherter insularer Unangreifbarkeit; insular glücklich auch in der ununterbrochenen Kontinuität der inneren Entwicklung und darum konservativ und liberal zugleich: was fehlt dir, glückliches Albion, wenn du nicht wähnest, daß dir etwas fehle?

Und hier, jenseits der europäischen Meere, die neue, noch in Bildungsgärungen begriffene und doch schon deutlich teutonisch charakterisierte jüngste Nation — ein Riesenkind von fast 80 Millionen: was kann ihr fehlen, wenn sie nicht das Unglück der Selbstüberhebung hinreißt? Wirtschaftlich autonom und autarkisch als Erzeugerin der Rohstoffe subtropischer, gemäßigter und arktischer Zonen, reich an Energie des sozialen Lebens schreitet die junge Nation fort zu dem letzten, höchsten Versuche, dem Ideale, sie selbst zu sein: zur Entwicklung einer eigenen nationalen Kultur, eines Kunst- und Geisteslebens, das sie mündig sprechen wird auch im Vergleich mit den Völkern der Alten Welt. Und inzwischen werden sich die tausend und abertausend Quadratmeilen ihres Gebietes mit stetig steigender Bevölkerung füllen; und China wird einen Rivalen erhalten an Volkszahl und einen überlegenen Mitherrscher im Bereiche des pacifischen Meeres.

Deutschland mag demgegenüber wohl klein erscheinen, klein auch gegenüber England. Es ist das Schicksal von Mutterländern; und die Eltern sollen sich freuen, wenn ihre Kinder größer werden, als sie selbst sind; denn es ist das Los der Welt. Allein ist die Mutter schon so alt, daß sie die Kinder als Auszüglerin behandeln könnten? Das Deutsche Reich ist noch nicht einmal Deutschland, und dennoch grüßt der Deutsche in fremdem Hafen in stolzer Ruhe seine Flagge. Was war Preußen unter den europäischen Großmächten des 18. Jahrhunderts? Wie glaubte man es im Siebenjährigen Kriege über den Haufen rennen zu können! Aber der untersetzte,

vollsaftige Kämpfer erhob sich — und der Ausgang des Kampfes war die Ebenbürtigkeit des Landes, dessen König im Amtskalender der Kurie noch immer als Markgraf von Brandenburg geführt wurde. Heute ist das Deutsche Reich im Rate der Weltmächte vielleicht ein wenig das, was das Preußen Friedrichs des Großen im Konzerte der europäischen Mächte des 18. Jahrhunderts war. Aber man greife es an, und man wird wieder einen siebenjährigen Krieg erleben. Denn noch ist das Reich neben allem anderen ein Militärstaat; noch macht ihm seine militärische Disziplin und noch mehr die strenge Zucht seiner oberen militärischen Kommandos niemand nach: — niemand auf der Welt, stolz darf es der Deutsche auch angesichts der Heldentaten Japans sagen.

Was die Zukunft bringen mag, wer weiß es. In der Diplomatie, wenn nicht im Leben der Menschheit überhaupt ist heute heut. Heute aber ist das Reich und noch mehr Deutschland den teutonischen Tochternationen ebenbürtig.

Um wie viel mehr Grund für die Teutonen, zusammenzuhalten in inniger geistiger, künstlerischer, sittlicher Befruchtung. Denn noch immer sind Lebensaustausche verwandter und doch nicht zu nahe verschwisterter Völker die fruchtbarsten der Weltgeschichte gewesen.

Ich schreibe das hier einsam. Aber viele, und eben die ersten in Deutschland, denken wie ich. Und Amerika? Noch fühle ich mich von begeisterten Worten für Deutschland in einer abendlichen Zusammenkunft an der Columbia-Universität umbraust: nie werde ich diese Szenen eines wahrhaften Enthusiasmus für deutsches Wesen vergessen. Und England? Männer von der ruhigen Besonnenheit eines Mr. Bryce werden es nie am guten Willen zur Verständigung fehlen lassen. Und sollten solche Männer in den führenden Schichten Englands nicht zahlreich sein?

* * *

Universitäten. Ich habe ziemlich viele Universitäten gesehen, und sicherlich unter der großen Anzahl von Instituten, die sich Universitäten nennen, die besten: im Osten John Hopkins in Baltimore, die Pennsylvanische Universität von Philadelphia, Yale in Newhaven, Harvard bei Boston und besonders eingehend Columbia in New York; im Zentrum die neue Universität zu Chicago und ein wenig auch die Northwestern, ferner genauer die Staatsuniversität von Wisconsin, Madison, sowie wenigstens die Gebäude von Washington in St. Louis und von Westminster in Denver; im pacifischen Westen endlich die Universitäten zu Berkeley (Kalifornische Staatsuniversität) und zu Palo Alto (Leland Stanford jr.). Dazu war ich einen Tag im Vassar College (Frauenuniversität bei Poughkeepsie am Hudson) und habe ziemlich genau auch die Militärakademie zu West Point besuchen dürfen.

Trotzdem stehe ich vor der Unmöglichkeit, mir ein genaues Bild von der amerikanischen Universitätsverfassung zu machen. Natürlich; ein paar Redensarten von englischen Institutionen und deutschem Geiste sind leicht hingeworfen. Aber kennst du eine Maschine, deren verwickelten Mechanismus du nicht durchaus und auf der Stelle erklären kannst, von welchem Standpunkte zu ihr auch jemand diese Erklärung verlangen würde? In der Weise, solche Erklärungen geben zu können, kenne ich die amerikanische Universitätsverfassung nicht. Sie erfordert ein eigenes, sicherlich langwieriges und vermutlich auch nicht leichtes Studium.

Von deutschem Standpunkte aus fällt sofort eine Anzahl von Einzeldingen als nachahmungswert auf. Darunter vielleicht eine Einrichtung, die eben in Amerika als eine von zweifelhaftem Werte lebhaft erörtert wird. Die Durchschnittsuniversität der Union ist aus einem College (Gymnasium) entstanden oder mit einem College verbunden. Derart, daß das College eine zentrale Stelle bilden würde, wie in Amerika, ist die Sache für Deutschland natürlich nicht nachahmenswert. Ließen sich aber für die zahlreichen Analphabeten der Antike, die ein gräuliches Berechtigungswesen den deutschen Universitäten zu=

wirft, und die inneres Bedürfnis oder äußere Verpflichtung haben, sich noch ein wenig in Latein und Griechisch umzusehen, nicht gleichsam gehobene Oberklassen eines Gymnasiums an der Universität errichten? Natürlich mit an erster Stelle pädagogischen, für sich bezahlten Lehrkräften — Kräften aber, die zugleich im Lehrbetriebe der Universität als Pädagogen tätig sein könnten? Das würde unserem Gymnasiallehrbetrieb, der unter bureaukratischer Knechtung an Experimentslosigkeit verkümmern kann, mächtig zugute kommen. Denn an diesen Klassen könnte man experimentieren. Und wenn daran nach unten hin ein ganzes autonomes Gymnasium anwüchse: würde es schaden? Die Zeiten, da die geistige Bedeutung der Universitäten bei uns durch eine politische doubliert wurde, sind im allgemeinen vorüber: jetzt muß die Doublierung auf pädagogischem (um mich ganz modern auszudrücken auf sozialpädagogischem) Gebiete gesucht werden: denn hier ergibt sich ein loyaler Anspruch. — Ob nicht die öffentliche Bedeutung der amerikanischen Universitäten zum guten Teile eben auf ihrem Zusammenhang mit den großen Colleges beruht? — Natürlich darf eine Universität nie Gymnasium werden; ein Gymnasium in ihrem Bereiche darf nichts sein als ein großes pädagogisches Seminar.

Über die amerikanische Studentenwelt ist eher etwas zu sagen. Sie ist jugendlicher zumeist an Alter und immer an Sitten als die unsere. Keine jungen Herren. Überall das Motiv des Sports, daher im gewissen Sinne leichter der Vergleich mit deutschen Kadetten. Überall mithin auch körperliche Frische, wirkliche physical culture. Aber daneben doch auch Roheit. Vor allem im Foot ball. Ich will nicht von den Auswüchsen reden, der gate money und dergleichen. Nein: vom Spiel selber. Ich sah in diesen Tagen ein Fußballpreisspiel zwischen Studenten der Yale University und der Columbia University, und ich habe ein für allemal von diesen Dingen genug. Ganz abgesehen dabei von der Ungleichheit der Gegner: dort die kräftigen Farmerjungen von Connecticut, hier meist New Yorker Kinder: wie häßlich waren die Einzel-

heiten: das stumme stiermäßige Gegeneinander der beiden Parteien, denen bei Erschöpfung nach jedem Gange Wasser aus Eimern gegen Gesicht und Nacken gegossen wurde, während man den und jenen ohnmächtig wegtrug, und das diszipliniert frenetische Geheul der Tausende von Zuschauern! Und wenn die Sache noch so sein müßte! Wie anders spielen die Akademiker von West Point ihren Fußball![1]

Man kann freilich auch hier leicht mißverstehen. Jugend will sich austoben: will irgendeine Narkose. Und was ist am Ende besser: die deutsche Alkoholnarkose, die der amerikanische Student nicht kennt, oder seine Schreinarkose? Was an gegenseitigem Sichaufregen durch Schreien geleistet wird, muß man gehört haben, um es glaublich zu finden. In Berkeley war ich, deutsch ausgedrückt, an dem Eröffnungstage eines neuen Semesters. Ein herrlicher Sommertag im Frühherbst. Nach des Tages Hitze sammelte sich alles — ich schätze ein paar Tausend Studenten und Freunde dieser, zumeist Männlein, aber auch Fräulein — in dem herrlichen, freien Theater, das die Universität, eine freie Nachbildung, denke ich, des ehemaligen Theaters von Smyrna, am Fuße der Berge besitzt, an die sie sich gegen Süd und Osten anlehnt. Ich komme erst mitten im Gange der Versammlung, von Kollegen begleitet, hinzu. Die abendliche Szene ist mit lohenden Fackeln und elektrischem Licht beleuchtet, ein durchsichtig-dunkelblauer Himmel drüber her. Die Willkommensrede eines Professors ist verklungen, und die aufsteigenden Sitzreihen durchtobt ein immer wieder aufhallendes, gleichsam stets neu emporkochendes Geschrei. Einer der jungen Leute erhebt sich, schreit laut den Namen eines beliebten Professors, andere fallen ein; in rhythmischem Gebrüll wird der Name durchbuchstabiert: einmal, zweimal, zehnmal — inzwischen fangen andere an anderen Stellen mit anderen Namen an — alles übertönt von Zeit zu Zeit der patriotische Ruf California: so müssen Mänaden getost,

[1] Inzwischen hat die längst vorhandene Bewegung gegen den Fußball gerade an Columbia University zu seiner Abschaffung geführt.

so Bacchanten geschrien haben. Dazu ein ständiges Durcheinander der ganzen Masse: Gänsemärsche, Massenaufbrüche zu anderen Sitzreihen, Sturm auf die herrliche Säulenreihe, die das Theater auf der Linie seines Durchmessers abschließt, und hockende Gruppen auf Sockeln und Architraven. Ich ging förmlich betäubt von dieser Szene, und lange noch, da ich einsam zur Bahnstation hinabstieg, lohte hinter mir der Himmel, brachen Salven akademischen Geschreis dröhnend herüber.

Die Narkose durch Schreien ist übrigens gemeinamerikanisch, nicht bloß studentisch. Was haben nicht die Deutschen in den letzten Tagen, in der Versammlung für Parker, Roosevelts Gegner, da Karl Schurz redete, geschrien! Rekord im Schreien für Parker 13½ Minuten.

Ableitung? Angelsächsisch? Keltisch? Indianisch? Niemand weiß Auskunft. Man wird wohl am ehesten einmal in der alten keltischen Kultur nachsehen müssen — obwohl die Kelten auch Trinker waren.

Wie dem auch sei: die Schreinarkose scheint mir die Narkose einer jugendfrischen Nation und vornehmlich wieder der Jugend in ihr. Und sicherlich ist sie für die akademische Jugend besonders charakteristisch. Was besagt sie nicht alles: demokratische Disziplin, die der einzelne Schreianfänger den anderen suggestiv auferlegt; starke Gemeinschaftssuggestibilität der anderen; ungeniertes Einsetzen der Person; nicht zuletzt: Begeisterungsfähigkeit und Begeisterung.

Die soziale Stellung der Professoren ist nicht gleich hoch wie bei uns. Wiederholt habe ich Leuten aus guter Gesellschaft bald leise, bald in unmißverständlicher Entschiedenheit klarmachen müssen, welche Behandlung ich als deutscher Professor gewöhnt bin. Das Entscheidende auf diesem Gebiete, das für die Wissenschaft wichtiger ist, als der erste Blick ergibt, ist in Amerika die Gehaltsfrage. Denn in einem Lande, wo die soziale Gliederung noch ganz wesentlich, wenn nicht fast ausschließlich durch das Wirtschaftsleben bestimmt wird, entscheidet der Dollar. Die amerikanischen Professorengehälter sind, soweit ich darüber glaubhaft berichtet bin, viel zu gering. Und

das wird durch besondere Gratifikationen, Stipendien u. dgl. nicht ausgeglichen: es handelt sich um die stetige Sicherung einer stetigen sozialen Lage. Dazu kommt eine zu starke Beschäftigung mit der bloßen Überlieferung von Wissen und von Methode. Nicht wenige Kollegen, die ich genauer über diesen Punkt befragen durfte, waren nach deutschen Begriffen in einer geradezu unerträglichen Weise überlastet. Man wird sich daran gewöhnen müssen, daß ein Professor kein Schulmeister ist, sondern ein Vertreter der Wissenschaft, und das heißt der Wahrheit, der sich alle zu beugen haben.

Viel könnte hier durch Stiftungen geschehen. Es wird auch viel gestiftet. Aber man stiftet für Verwendungszwecke, die den Namen des Stifters offensichtlich perennieren. Das tut eine Professur im allgemeinen nicht so gut wie ein Gebäude — und folglich ..... Ich darf sagen, daß die Klage über diesen Zusammenhang allgemein war, wohin ich gehört habe.

Über den schließlich wichtigsten Punkt des amerikanischen wie jedes Universitätslebens aber ist ein Urteil, glaube ich, für amerikanische Verhältnisse verhältnismäßig leicht zu geben: über den allgemeinen Geist nämlich, der an den Universitäten herrscht. Denn das amerikanische Leben gibt sich, soweit es öffentlich ist, in der Tat sehr offen; und ich bin persönlich gewöhnt, ins Allgemeine zu sondieren und zu empfinden.

Die Frage zerfällt im Grunde in zwei Teile: die nach dem Korpsgeist und die nach dem wissenschaftlichen Geiste. Da jede Universität mehr oder minder eine mit starkem Eigenleben erfüllte Korporation ist — es gibt nur wenige Staatsuniversitäten von Bedeutung —, so spielt das korporative Bewußtsein natürlich eine außerordentliche Rolle. Grundsätzlich äußert es sich darin, daß der Student im allgemeinen seine Studien an ein und derselben Universität beginnt und vollendet: diese ist also in Wahrheit noch seine Alma mater, er ihr Alumnus. Im einzelnen tritt es, auf dieser Basis, in tausend Einzelerscheinungen fast stets erfreulicher Art zutage: gemeinsamer Pflege der Erinnerungen, gemeinsamer Fürsorge der alten

Herren für das Ganze ihrer Universität; engem Zusammenhalten und lokalem Stolze schon der Studierenden. Daß daneben auch Schäden zutage treten können, die im allgemeinen die Schäden jeder korporativen Bildung sind, ist klar; vor allem hängt viel von der Art der leitenden Persönlichkeiten ab, und auch aus diesem Zusammenhange erklärt sich die Wichtigkeit, die ganz allgemein der Stellung des Präsidenten zugeschrieben wird. Was bedeutet da nicht Jordan für Leland Stanford, Wheeler für Berkeley, Harper (inzwischen verstorben) für Chicago, Butler für Columbia, Eliot für Harvard!

Aber jenseits des spezifischen Universitätsbewußtseins steht noch das allgemeine. Und hier muß zum Lobe der Universitäten der Union gesagt werden, daß es in den meisten Fällen hoch gespannt ist. Eben die noch vielfach drohende Ungewißheit der Fortbildung der Institute, das Provisorische gleichsam, das der Pflege der Wissenschaften, namentlich im mittleren und fernen Westen, noch innewohnt, führt immer und immer wieder auf die starke Betonung und das innerlichste Bekenntnis des eigentlichen Berufes der Universitäten zurück: der Erforschung der Wahrheit. Mit welcher tiefen Emphase habe ich diesen Punkt von mehr als einem Präsidenten betonen hören; wie oft ist er mir im Gespräche mit engeren und weiteren Genossen meines Faches stets wieder entgegengetreten! Wie alles auch kommen mag, wie sich das Schicksal von Haus und Beruf, von Universität und Staat gestalte, wie sich Präsident und Trustees verhalten mögen: die Wahrheit muß siegen, und sie siegt, indem sie vorurteilslos erforscht und verkündigt wird.

Dieser leidenschaftliche Sinn für das, was wahr ist, hat bisher den amerikanischen Universitäten im ganzen sicher an den Gefahren vorbeigeholfen, die ihnen durch Beeinflussungsversuche von den verschiedensten Seiten her drohen; er hat im allgemeinen wohl auch der Cliquenbildung der Professoren mit Erfolg entgegengearbeitet und den schlimmsten Feind der europäischen Universitäten weniger aufkommen lassen, die Intoleranz der Kollegen: in seiner Pflege sind die Universitäten in wenigen Jahrzehnten fast, weit gerechnet im Verlaufe

von etwa zwei bis drei Menschenaltern aus Mittel- zu Hochschulen und jedenfalls erst recht zu Pflegestätten wissenschaftlicher Forschung geworden: und ein starkes und reines Festhalten an ihm verbürgt ihnen auch eine große Zukunft.

* * *

Abschied. 8. November 1904. Das Schiff geht mit Verspätung ab. Gründe? Es ist Präsidentenwahltag; man hört, nicht wenige Fahrgäste verzögerten ihr Eintreffen, um erst zu wählen. Das nenn' ich Wahlpflichteifer!

Nun ist die Hudsonbarriere passiert; langer Aufenthalt wegen eines Zwischendeckspassagiers, der sich bald nach der Abfahrt erschossen hat. Verhandlungen deshalb noch mit amerikanischen Behörden. Und im Gesprächsstoffe streitet sich der Selbstmörder und der künftige Präsident der Vereinigten Staaten um den Vorrang der Meistbegünstigung. — Süße milde Nacht.

Was lasse ich doch Altes in Amerika zurück, und was nehme ich Neues mit fort! Viel gelernt — wichtiger vielleicht noch: viel verlernt. In Beurteilung von Verfassungsdingen bin ich ein anderer geworden. Auf diesem Gebiete pulsiert in den Vereinigten Staaten ein neues Leben, ein eigenes Leben: und packt mit unsichtbarer Gewalt. Ich habe kaum mit jemand Politik gesprochen; mich nie expressis verbis nach ihren Materien erkundigt. Die Luft schon lehrt. Das ist ein universalhistorischer Gewinn im Ablauf der Völkergeschicke, den die Neue Welt sich gut schreiben darf.

Man spricht immer bloß von den Schäden des amerikanisch-politischen Lebens, Wahlbestechung, Ämterambitus usw. — Entwicklungskrankheiten, die das sittliche Niveau nur ritzen, nicht drücken. Wie sollen Institutionen, die demokratischem Leben auf engbegrenztem Raume ursprünglich angepaßt waren, ohne Schäden auf die heutige Weiträumigkeit übertragen werden? Aber der Amerikaner, richtiger Yankee, will es. So wird ein Wahlrecht zum Schemen, das ursprünglich

auf die persönliche Kenntnis von Wählern und Gewählten aufgebaut war, und ein Beamtentum zum Mietlingswesen, für dessen Ernennung dem Präsidenten die ursprünglich geringe Ausdehnung der Verwaltung — und darum die geringe Zahl der Beamten — die Möglichkeit gewährte, die meisten zu höheren Ämtern berufenen Kandidaten persönlich zu kennen. Und ist man nicht in heißer Arbeit, zu bessern, und hat man nicht den Vorteil, bei der Autonomie sehr verschiedenartigen Verfassungslebens in Union, Staaten, Counties und Städten dazu sehr verschiedenartige Experimente machen zu können? Schon ist viel erreicht, und Garfield starb nicht umsonst den Märtyrertod.

Allerlei neue Bekannte, meist Deutsche. Hurra, es geht der Heimat zu.

Auch diesmal wieder das Garküchenmäßige über dem Golfstrom. Es riecht ordentlich nach Hauswäsche. Die Fernen duftig, bald dunstig. Wunderbare Feuersbrunst des Sonnenuntergangs. Wir haben Marconiverbindung — über die Präsidentenwahl noch nichts Sicheres. Törichte Gerüchte über Port Arthur: sollte es schon gefallen sein? Wetten; allerlei Wettergerede und ein Hin und Her um die Tagesknotenzahl des Schiffes. —

13. November. Dies also war Sturm. Angebliche Windstärke 9 — immer nur Gerüchte, die umlaufen wie der schwarze Peter in einer Kindergesellschaft. Eins ist richtig, ich gehöre zu den wenigen, die diese Nacht geschlafen haben. Man beruhigt: das Schlimmste sei vorbei. Ich wende mich an die sauberste Autorität, den Arzt, der es wissen muß: das Zentrum des Sturmes ist passiert.

Und nun am Heck des Schiffes zu stehen! Unser „Kaiser Wilhelm II." marschiert durch diese empörte Wasserwelt mit der Biedernis des treuen deutschen Hundes auf Dürers Ritter, Tod und Teufel: forcht sich nit. Die Maschinen arbeiten, wie am ersten Tage, in gespensterhafter Schnelle. Was schadet's, daß Himmelswasser und Meeresdunst vermischt in sie schlagen! Und ich stehe am Heck, fliege auf und nieder, und wenn das

Schiff eines der Wellengebirge genommen hat und in eines der Wellentäler gedrängt wird und die beiden Schrauben sich hinten ein paar Sekunden in der Luft drehen und das Schiff aufbrüllt in einem eisernen Geheul gleich hundert Löwen: da geht in mir ein leiser, stiller Rhythmus von alten Erinnerungen und verdichtet sich zum vollen Gesang:

Πολλὰ τὰ δεινά, κ' οὐδὲν ἀν-
θρώπου δεινότερον πέλει.

Das ist es: mit Sophokles' unsterblichen Versen verschlingen sich die herben Töne Mendelssohns — und ich bete an, was Natur heißt und menschliche Herrschaft über sie.

Wie behaglich bei diesem Aufruhr in der Kabine. Licht und elektrischer Ofen. Stille und einziges Zeitmaß der Rhythmus des Wogendranges gegen das Fenster. Vor mir steigen die New Yorker Tage auf. Die Liebe Unbekannter zu mir. Das Glück eines Namens, den dieser und jener kennt. Die Ehrenpromotion in Columbia University, der Stolz, als es hieß, Karl Lamprecht, ein Deutscher von deutschen Eltern nach Geburt und Blut: so lange man weiß von deutschem Geschlechte. Nichts rührender als alte Formeln mit junger Wirkungskraft. Die Zuvorkommenheit, die freundschaftliche Hilfe der Kollegen — und der väterliche Ernst des Präsidenten. Der Abend im Deutschen Verein in Columbia. Was war es leicht zu sprechen, wo jedermann verstand, sprachlich und tausendmal mehr inhaltlich. Und wie viele sahen eben in Leipzig ihre geistige Heimat.

Bin ich alles dessen wert gewesen? Jeder Deutsche im Ausland hat zugleich eine Mission seines Volkes zu erfüllen, sonst müßte er manchmal schamrot werden. —

Nichts großartiger als der Anblick des dünenden Meeres nach Sturm: der Natur, die sich nach Zornesausbruch zu fassen sucht. Tausend Wirbel aus drohender Tiefe, Farben des Wassers wie bei großer Kälte, Gischt oben drauf: eine Oberfläche wie von Schollen drängenden Eises. Und nun die aufblitzenden Lichter vom neuen Sonnenstrahl und leuchtende Fernen hier und da, am Horizont in den Himmel verlaufend.

Allumfassende Natur! Kann es einen schöneren Tod geben als den auf hoher See? Und bist du doch nicht wieder eng und klein gegenüber der Menschheit? Einen neuen Kontinent der Menschheit bereist zu haben, das ist doch höchster amerikanischer Gewinn.

14. November. Neue Marconiverbindung: Roosevelt. Keinerlei Aufregung, man wußte es vorher.

Englische Küste, feine scharfe Streifen an stahlgrauem Horizont. Leb wohl, Amerika! New York ist nicht Rom und das Reservoir im Zentralpark ist nicht die Fontana di Trevi. Und dennoch — dennoch — Auf Wiedersehn!

Cherbourg—Paris. Welche klappernden Eisenbahnwagen! Und Schmutz überall im Vergleich zu Amerika. Aber die Anlage der Champs Elysées wird von keiner Weiträumigkeit der Neuen Welt übertroffen.

Gesamtansicht.

Die Absicht ist im folgenden, womöglich die allgemeine Bedeutung der bisherigen Entwicklung der Vereinigten Staaten festzustellen — und damit zugleich eine richtige universalgeschichtliche Einschätzung ihrer Bedeutung für die Gegenwart zu gewinnen.

Bei einem solchen Vorhaben, dem ich hier nicht in der Form einer vollständigen Geschichte, sondern nur in der eines geschichtlich gefärbten Berichtes gerecht werden kann, ist es natürlich die erste Aufgabe, einen richtigen Maßstab der Abschätzung zu gewinnen. Und da versteht es sich denn an erster Stelle wiederum von selbst, daß ein solcher Maßstab nicht willkürlich, auch nicht an der Hand irgendwelcher vorübergehender, wenn auch an sich noch so hoher Zeitvorstellungen gewählt sein darf, sondern einer reineren Erfahrung entspringen muß: einer Erfahrung, die für alle uns bekannten Entwicklungszeiten der Menschheit dieselbe sein muß.

Ein Maßstab von solcher Erfahrungsbreite ist in dem Satze gegeben, daß dasjenige Volk in der Menschheitsentwicklung am meisten wirkt, von dessen Schöpfungen möglichst viele möglichst intensiv und möglichst lange Zeit fortleben. Und so wäre denn an der Hand speziellerer historischer Erfahrungen nur noch zu untersuchen, welche Seiten des menschlichen geschichtlichen Lebens am meisten Aussicht für ein möglichst langes und möglichst intensives Fortleben bieten. Es ist eine Frage, auf welche die Geschichte glücklicherweise eine

ganz eindeutige Antwort gibt: je geistiger, je mehr von den spezifischen Bedingungen ihres Werdens loslösbar eine menschliche Errungenschaft erscheint, um so mehr hat sie Aussicht fortzuwirken hinaus über Ort und Zeit ihres Entstehens.

Dieser Satz erklärt sich ja auch an sich sehr leicht. Elemente der charakterisierten Art sind am leichtesten auf neue Orte und in andere Zeiten übertragbar.

Ziehen wir die Konsequenzen dieses allgemeinen, durchaus regulären Vorganges der menschlichen Entwicklung, so ergibt sich im einzelnen, daß die Erscheinungen des Wirtschaftslebens grundsätzlich am wenigsten auf eine fremde menschliche Gemeinschaft übertragbar sind, denn sie haften am Boden, sind abhängig von Klima und geographischer Lage, haben gleichsam erdigen Charakter und können selbst mit dem gleichen Volke, das sie erzeugt hat, wenn dieses wandert, nur unter schließlich starken Änderungen auf eine neue Heimat übertragen werden. Mit dem Wirtschaftsleben ist aber zugleich auch die soziale Schichtung schwer übertragbar, denn sie ist immer zu einem großen Teile eine Folgeerscheinung des Wirtschaftslebens. Weit leichter übertragbar sind dagegen schon der Staat, insofern er nicht mehr mit einem gewissen Gesellschaftsleben, und das Recht, insoweit es nicht mehr mit einem bestimmten Wirtschaftsleben unlöslich zusammenhängt: d. h. also Staatslehre und Rechtssystem, oder eine bestimmte, von der Wirklichkeit schon abstrahierte Summe öffentlich-sittlicher Begriffe. Als weitaus am leichtesten übertragbar aber ergeben sich die Erscheinungen der sogenannten geistigen Kultur: der Kunst, der Literatur und der Religion. Religionssysteme und Weltanschauungen nehmen dabei wiederum weitaus den ersten Platz ein: das zeigt schon der längst geprägte Begriff der Weltreligion und die außerordentliche Wirkung gewisser philosophischer Systeme hin über Raum und Zeit: des platonischen, des aristotelischen, der Philosophie des Descartes etwa oder Kants. Aber auch die besten Erzeugnisse der Dichtung haben ein gleichsam raumloses und unsterbliches Leben, während die Leistungen der bildenden Kunst zu sehr an gewisse Materialien, die der Musik

zu stark an gewisse Instrumente der Ausführung gebunden sind, um in gleich sicherer Weise allseitig und zeitlos zu wirken. Für Weltanschauung und Wissenschaft, Frömmigkeit und Religion aber sowie auch für die Dichtung und in einiger Hinsicht für die Kunst bedeutet es wiederum einen außerordentlichen Schritt, wenn sie an Stelle mündlicher Tradition die schriftliche, an Stelle der schriftlichen Überlieferung die durch den Druck und die polygraphischen Verfahren gewinnen: denn diese bedeuten im höchsten Grade gesteigerte Formen der Übertragungsfähigkeit.

Auf Grund der soeben gemachten Beobachtungen kann man nun in jeder Kultur, sei sie vergangen oder noch blühend, die Elemente ausscheiden und in steigender oder abfallender Skala anordnen, von denen sich sagen läßt, sie seien, weil mehr oder minder übertragungsfähig, von mehr oder minder universalgeschichtlicher, kosmopolitischer, menschlich allgemeiner Bedeutung. Und damit ist ein rein empirischer Maßstab zur Beurteilung irgendeiner menschlichen Gemeinschaft auf ihren menschheitlichen Wert überhaupt gewonnen.

Nach diesem Maßstabe soll im folgenden gemessen werden. Hinzuzusetzen wäre nur, daß die Elemente des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens als äußere, die des Staats- und Rechtslebens als innere Zivilisation, die des höchsten geistigen Lebens als Kultur bezeichnet werden sollen.

I.

Wer die Geschichte der Vereinigten Staaten und Kanadas als ein Ganzes verstehen will, der muß bis zum ersten Eindringen der Europäer in den nordamerikanischen Kontinent und zu den sehr mannigfaltigen Phasen ihres Wettbewerbes untereinander zurückgehen; ihm dürfen Ponce de Leon und Coronado, Champlain und La Salle nicht bloße Namen sein. Für unsere Zwecke genügt es, daran zu erinnern, wie lange es unentschieden blieb, ob der Kontinent romanischer oder teutonischer Besiedlung und Kultivation zufallen werde; zugunsten der Teutonen hat schließlich erst der Ausgang der europäisch-englischen und europäisch-französischen Rivalitäten im 17. und 18. Jahrhundert

und das festere Eingreifen der teutonischen Kolonien in diesen Kampf um die Mitte des 18. Jahrhunderts entschieden. Seitdem, darf man sagen, stand es bereits fest, daß mindestens das ungeheure Areal der künftigen Vereinigten Staaten dereinst Sitz einer teutonischen Nation sein werde.

Die Teutonen — Engländer, Niederländer, Skandinavier, Deutsche — haben von vornherein den Ostrand des Kontinents besetzt. Und zwar in der Art, daß sich schließlich im 18. Jahrhundert für ihre engeren Schicksale eine Dreiteilung ergab — nicht, wie es die angloamerikanische Geschichtschreibung unter Ausscheidung der nichtenglischen Teutonen gern auffaßt, eine Zweiteilung. Im Süden bildete sich eine Gruppe von Kolonien, die ihr Zentrum in Virginien hatte; im Norden entstand die Gruppe der neuenglischen Kolonien; das Zentrum nahmen der Hauptsache nach New York und Pennsylvanien ein: New York — die Hauptstadt des Landes hieß ursprünglich Neu-Amsterdam — zunächst eine niederländische Kolonie, Pennsylvanien gemischten, vornehmlich englisch-deutschen Charakters. Dabei darf man sich die Anglo-Amerikanisierung dieses zentralen Drittels gegenüber seinem ursprünglich allgemeineren Teutonismus — auch Skandinavier waren hier früh vertreten — als nicht zu rasch fortschreitend denken; noch heute stehen in Albany niederländische Häuser mit ihren Treppengiebeln nach vorn, aus gebrannten Steinen, die von Holland herübergebracht worden sind; noch heute tragen die Uferlande des Hudsons da und dort ein altes niederländisches Herrenhaus; noch heute ist Name und Art der Knickerbockers nicht vergessen. In Pennsylvanien aber bergen die Räume der Historischen Gesellschaft zu Philadelphia und die Bibliothek der Landesuniversität noch die kostbarsten Erinnerungen an die Bedeutung der deutschen Teilnahme an der Besiedlung; und wer das Land auf der großen Heerstraße nach dem Westen, nach dem Ohio zu durchreist, dem winken überall noch die weißen Zäune und die mit gewaltigem Schirmdach geschlossenen Scheuern deutscher Bauernhöfe. Und nicht selten werden ihm auch, achtet er darauf, die seltsamen Laute des pennsylvanischen Deutschs ans Ohr schlagen.

Eine erste Frage in unserem Zusammenhange ist nun, was diese teutonischen Kolonien im 18. Jahrhundert — und unter Umständen auch später — für Zivilisation und Kultur bedeutet haben.

Da gilt nun zunächst eine allgemeine Bemerkung. Sehen wir von einer Ausnahme ab, die uns alsbald sehr eingehend beschäftigen wird, so waren die Absichten aller teutonischen Ankömmlinge überwiegend wirtschaftlicher Natur: sie suchten eine neue Heimat, die sie nähre. Dabei konnten die Pläne auf Handelsgewinn gehen: so namentlich zum Teil bei den Niederländern; oder sie konnten dem Ackerbau zugewandt sein — Industrie kam als Auswanderungszweck zunächst wenig in Betracht. Und der Ackerbau konnte wieder als grund- oder gutsherrlich gedacht sein: dies war der Fall bei den Niederländern am Hudson und im Plantagenbau der Old Dominion der südlichen Kolonien. Im allgemeinen aber überwog, wo das Klima es zuließ, der Gedanke bäuerlichen Anbaues; und er hat vornehmlich Pennsylvanien seine frühe Bedeutung gegeben.

Handelte es sich aber um eine wesentlich agrarische Kolonisation vornehmlich selbständiger kleiner Wirte, so war damit auch über den kulturellen Charakter der jungen Siedlungen bestimmt. Gewiß fanden sich im Süden Kavaliere ein und erwuchs ein aristokratischer Stand großer Plantagenbesitzer, im ganzen aber kamen Leute aus niederen Schichten zur Lebensfristung Land suchend übers Meer.

Was konnte unter diesen Umständen von Zivilisation und Kultur mitgebracht werden, was erhalten bleiben, was entstehen?

Von selbst verstand es sich, daß ganz an erster Stelle daran gearbeitet wurde, das Land mit den Mitteln einer primitiven, dann immer steigenden wirtschaftlichen Zivilisation zu beherrschen. In diesem Punkte trafen sich alle Ansiedler, hoch und gering, wenn sie auch mit verschiedenen Mitteln vorgingen. In diesem Punkte verlor man auch wenig, was man an Herrschaftsmitteln, Werkzeug, Ackerbauerfahrungen u. dgl. aus der Heimat mitgebracht hatte, und erwarb Neues hinzu:

unbestritten ist auf diesem Gebiete die rapide und glückliche Selbstentwicklung der Vereinigten Staaten bis zur Entfaltung der heutigen ungeheuren Herrschaftsmittel über die Natur in einem gewaltigen Transportwesen und, neben Industrie und Handel, einem machtvollen System vornehmlich okkupatorischer Techniken: fishing, hunting, lumbering, ranching, farming, mining.

Aber waren mit alledem und sind auch heute hiermit Werte von allgemeiner, von unmittelbar universalgeschichtlicher Bedeutung geschaffen worden? Die Frage muß mit einem strikten Nein beantwortet werden. Keiner dieser Werte ist universalgeschichtlich übertragbar! Und für die Vereinigten Staaten selbst bilden diese Werte wohl die Voraussetzungen einer möglichen und bald auch hoffentlich voll entwickelten großen Kultur, nicht aber diese Kultur selbst.

Daran muß festgehalten werden, soll sich anders eine Betrachtung der amerikanischen Entwicklung nicht in eng nationales Treiben und in wissenschaftlich unbrauchbare Chauvinismen verlaufen.

Auf die politische Geschichte der Vereinigten Staaten, und zwar vornehmlich auf die innere politische Entfaltung hat das alles dahin gewirkt, daß diese Entfaltung, und zwar bisher der Hauptsache nach in steigendem Maße, bei weitem mehr der bloße Ausdruck der rein wirtschaftlichen Entwicklung ist, als dies für irgendeines der sonstigen heutigen Kulturvölker, einschließlich namentlich auch der ostasiatischen Nationen, zutrifft. Eben dies Moment gibt der inneren Geschichte der Vereinigten Staaten, vor allem der Verfassungsgeschichte, ihren spezifischen Charakter; wer wissen will, wie die Geschichte einer großen menschlichen Gemeinschaft verläuft, die ganz wesentlich nur durch ökonomische Motive gespeist wird, der soll die Geschichte der Vereinigten Staaten studieren.

Indes darf darüber nicht übersehen werden, daß die teutonischen Siedler aus der europäischen Heimat doch mehr mit in die Neue Welt brachten als nur gewisse Werkzeuge

der Naturbeherrschung und eine gewisse Kenntnis ihrer Anwendung. Sie hatten auch Anteil an der europäischen Kultur gehabt.

Freilich, soweit die nicht aristokratischen Siedler in Betracht kamen, war dieser Anteil gering gewesen. Und er hatte zudem noch einen besonderen Charakter. Man weiß, daß die späteren hohen Stufen jeder alten und somit auch der heutigen europäischen Kulturentwicklung nicht gleichmäßig alle Glieder der menschlichen Gemeinschaft umfassen, innerhalb deren sie sich aufbauen: je höher eine Kultur steigt, um so kleiner im allgemeinen die Zahl derer, die ihr unmittelbar angehören und die sie vollkommen schöpferisch fördern: die Menge bleibt zurück und lebt gerade in wesentlichen Daseinsgebieten noch in den niedrigeren Kulturen vergangener Zeiten. So hat z. B. der europäische Bauer aller Nationen noch heute etwas Mittelalterliches, und nur der Grad dieses Mittelalterlichen ist bei den verschiedenen Völkern verschieden; so ist der Klerus ein archaischer Stand; so sind es heute die früher zünftigen Handwerker. Aus diesen mehr oder minder archaischen Ständen kamen nun aber gerade die Besiedler Amerikas! Was sie also importierten, war im Grunde nicht die hohe oder gar die höchste Kultur ihrer Heimat, sondern eine Summe von Kulturmotiven vergangener Zeiten, die im einzelnen Falle festzustellen ein lehrreiches Problem der amerikanischen Geschichtsforschung ist.

Und hielten sie nun auch nur diese importierte Höhe aufrecht? Die Antwort kann, wie deutlich sprechende Zeugnisse dartun, im allgemeinen nur verneinend lauten, so zahlreiche Schattierungen der Entwicklung im einzelnen vorgekommen sein mögen. Das miteingeführte Kulturniveau sank noch weiter hinab während der urzeitlichen Beschäftigung mit okkupatorischen Wirtschaftsformen, während des Brennens der Wälder, während des zufallsreichen Erwerbs von Fisch und Wildbret, im Beringe der rohen Blockhütte, dem indianischen Feinde nah, fern höherem kulturellen Einflusse. Und so ergibt sich denn hier ein zweites überaus wichtiges Problem der amerika-

nischen Geschichtsforschung: es gilt darzustellen, wie im einzelnen diese Entwicklung eingetreten und wie sie verlaufen ist.

Dabei handelt es sich in diesem Falle keineswegs nur um Nebenfragen des geschichtlichen Verständnisses: denn allein auf dem hier angedeuteten Wege werden die eigentlichen Ursachen im einzelnen klarzulegen sein, warum die mittleren Staaten, New York und vor allem Pennsylvanien, vor den Südstaaten zurücktraten. Es ist zugleich ein Gebiet von Fragen, dessen Bestellung unter anderem auch die sichere Antwort über die Bedeutung des deutschen Elements in älteren Zeiten ergeben würde.

Denn, und dies ist eine der wichtigsten Tatsachen in der älteren Geschichte der Kolonien, die soeben geschilderte Entwicklung in peius trat in einem Kolonialbereich nicht oder doch nicht völlig ein: im Süden, in der Old Dominion. Hierher kamen zunächst neben der europäischen Masse des Volkes auch Aristokraten, Angehörige höherer, und zwar fast ganz ausschließlich der englischen Kultur: von vornherein war eine andere Entwicklungsmöglichkeit geschaffen. Wenn sie aber nun dahin verlief, daß es doch im Grunde zu keiner wirklichen amerikanischen Eigenkultur dieser Höherstehenden kam, so sind dafür wiederum wirtschaftliche Gründe maßgebend gewesen. Das Leben dieser Schichten verlief im Pflanzertum; der Plantagenbau aber ging auf Tabak, Reis, Baumwolle und verwandte Ernten. Überall handelte es sich dabei um Handelsgewächse, überall ging der Ertrag zum größten Teile außer Landes — vermöge der englischen kolonialen Handels- und Schiffahrtspolitik zumeist nach England. Die Folge davon war, daß die Pflanzer in engster Berührung mit England blieben, ja von ihm im hohen Grade abhängig wurden. Denn nicht wenige von ihnen nahmen in England Vorschuß auf ihre künftigen Ernten, wurden, oft aufs drückendste ausgenützt, Schuldner englischer Gläubiger. Dieser Zustand führte dann dazu, daß schließlich alle höheren Bedürfnisse, alle eigentlichen Anliegenheiten namentlich auch der Kultur, von England her befriedigt wurden. Und so kam es auch für die koloniale Aristokratie der Old Dominion zu keiner amerikanischen Kultur; ein Zubehör nur, eine bald verdorrende Zweignieder-

lassung der englischen Kultur entwickelte sich. Das ist der Eindruck, den heute noch Mount Vernon am Potomac, Washingtons Landsitz, und die anderen da und dort im Süden erhaltenen Landsitze des 18. Jahrhunderts gewähren; nichts eigentlich Eigenes weisen sie auf; selbst ihre Fensterscheiben sind nachweislich aus England gekommen.

Dennoch ist in der Old Dominion ein Zweig der Zivilisation höchster Art, der politische, in einer Weise ausgebildet worden, daß man von einer eigenen, kolonialen Leistung sprechen kann. Die Kolonien des vollen Südens haben im allgemeinen Verfassungen europäischer Herkunft, bisweilen sogar europäischen Experiments erhalten; nur die Fortbildung war amerikanisch, aber meist wenig bedeutend. In den mittleren Kolonien hat wenigstens das Hauptland, Pennsylvanien, nach einer ganz von europäischer Entwicklung durchtränkten Verfassung gelebt. Anders doch in Virginien und hier und da auch in anderen Territorien. Hier hielt das beste Pflanzertum an Geist und Tradition der englischen Verfassung und Selbstverwaltung nicht nur fest, sondern bildete sie weiter. Ein neuer, spezifisch amerikanischer Geist politischen Lebens zog so leise herauf und ist später, in der Zeit des Abfalls von England, in einer leidenschaftlich und tief denkenden politischen Literatur zutage getreten, und einflußreich geworden in einer sehr energischen Mitarbeit an der neuen Verfassung der Union. Und dieser Geist hat auch noch des weiteren fortgelebt; aus seinem Wirken ist z. B. die erstaunlich große Zahl der Präsidenten hervorgegangen, die Virginien der jungen Republik geschenkt hat.

Und so ließe sich in der Entfaltung dieses politischen Geistes der Old Dominion wohl ein erstes höheres, selbständiges Aufsteigen der teutonischen Entwicklung Amerikas erblicken, und die Unionsverfassung würde als sein bei weitem glänzendstes Denkmal zu gelten haben. Dabei wäre die Frage nur die, ob damit wirklich schon ein allgemeiner, weltgeschichtlicher Wert geschaffen sein würde. Sie läßt sich bis auf heute noch nicht oder wenigstens nicht mit Sicherheit beantworten. Denn die Einwirkung der Verfassungsverhältnisse der Union auf das Ausland

ist bisher nur gering gewesen. Wäre es aber nicht möglich, daß sie noch zu erwarten wäre? Der Europäer, der heute Amerika offenen Blickes bereist, wird sich ihrer stillen Suggestion in einer mehr oder minder starken Modifikation seines politischen Denkens wohl schon in vielen Fällen bewußt werden. Und mit dem Geiste und den Formen dieser Verfassung könnte auch die ihr eigne Konzeption der öffentlichen Sittlichkeit in Zukunft wohl noch großen Einfluß erlangen. Im 18. und 19. Jahrhundert aber ist die Einwirkung dieser besonderen politischen Zivilisation doch fast durchaus auf den Boden der Union beschränkt geblieben, wenn sie auch auf diesem Boden außerordentlich war: auf dem Wege ihres Vordringens ist die öffentliche Sittlichkeit und das öffentliche Recht der Union aus einem europäisch-teutonischen endgültig ein amerikanisch-teutonisches geworden.

Aber darf die bisher unter bestimmten, uns bekannten Gesichtspunkten gegebene Schilderung der Verhältnisse etwa des 18. Jahrhunderts überhaupt schon als vollständig gelten? Sogleich im Anfange unserer Erörterungen ist betont worden, daß alles, was zunächst darzulegen und zu erzählen sei, immer nur mit einer Ausnahme als allgemein zutreffend gelten könne. Diese eine Ausnahme ist jetzt genauer zu betrachten. Es handelt sich um die Neuenglandstaaten, es handelt sich vor allem um Massachusetts.

II.

Alle Kolonien, die von Europa aus in Nordamerika gegründet wurden, sind mit Ausnahme von Massachusetts fast ausschließlich Wirtschaftskolonien gewesen: Wirtschaftszwecken gingen die Auswanderer nach, nach Wirtschaftszwecken erfolgte auf heimatlichem Boden, in Europa, ihre Auslese. Massachusetts wurde auf ganz andere Weise besiedelt.

Die Pilgrimsväter der Mayflower und die neuenglischen Ankömmlinge anderer Überfahrten, soweit sie strenge Puritaner waren, suchten in Amerika an erster Stelle nicht Erwerb, sondern einen Platz der Ruhe, den Gott ihrem Glauben bereiten sollte in

diesem Jammertal. So erschien ihnen die Neue Welt nicht als Ausbeutungsobjekt, sondern als irdische Heimat in Gott. Und nicht wenige von ihnen waren nicht bloß Gläubige, sondern mehr oder minder durchgebildete Theologen, und zum Teil ausgestattet mit der Universitätsbildung ihrer Zeiten. Einen wie ganz anderen Eindruck machen daher ihre Ansiedlungen, wo sie sich von Bestandteilen jüngster Entwicklung freier gehalten haben, noch heute: das ländliche Plymouth in der Behaglichkeit seiner stolzen Erinnerungen; Salem, das seinen Namen noch immer mit Recht trägt, in dem kleinstädtischen Zuge seiner Verkehrsstraßen, mit den breiten vornehmen Schattenbaumalleen, seinem stillen Hafen, seinen reichen Museumsschätzen, die von Gottvertrauen und Seefahrt zeugen. Und wo wäre, äußerlich in gewissem Sinne die letzte, herrlichste Blüte dieser ruhig-freien Entwicklung, in ganz Amerika noch ein Ort zu finden wie Concord in der behäbigen Breite, dem Parkartigen und doch Ländlich-Bäuerlichen seiner Anlage? Ich habe es an einem prächtigen Herbsttage unter milder, nicht stechender Sonne, in der ganzen weit ausgebreiteten Farbenpracht eines schönen indianischen Sommertages gesehen, im Verein mit zwei deutschen Literarhistorikern: und wir drei waren einig darin, daß es ein lieblicheres Heim literarischer Tätigkeit nicht geben könne.

Gewiß haben die Nachkommen der Pilgrimsväter daneben Boston geschaffen mit seinem heute so lauten Verkehr im Umtrieb dreier Verkehrsnetze: oberirdischer, unterirdischer und auf dem gewachsenen Boden verlaufender Straßenbahnen. Aber liegt nicht heute noch nachbarlich angrenzend neben Boston die Stadt der Harvard University, Cambridge? Die ursprüngliche Ankunft der Pilgrimsväter hieß Friede, Heimat, Verträglichkeit: mit Gottesdienst und Vertragsabschluß unter sich haben sie begonnen.

So war auch die Auswahl der Auswandernden bei ihnen eine andere als sonst. Nicht der einzelne kam herüber, sondern die Gemeinde in all ihrer europäischen Arbeitsteilung und Kultur: es war eine restlose Verpflanzung des Ganzen einer bestimmten europäischen Kultur in die unbekannten Räume der

Neuen Welt: Männer, Frauen, Kinder; Leute höherer und niedriger Herkunft; Geistliche, Handwerker, Bauern und Männer, die zu Farmern geeignet waren: sie alle kamen herüber.

Und so trat hier die sonst in der amerikanischen Entwicklung nie so scharf zu formulierende Frage auf: konnte diese Kultur, auf fremden Boden versetzt, erhalten bleiben, konnte sie fortgedeihen, ja sich höher entwickeln?

Die Pilgrimsväter waren Puritaner schrofffster Art. Ihr Glaube war nicht der gebundene der katholischen Kirche des Mittelalters; sie gehörten dem protestantischen Bekenntnisse an. Aber wenn es je eine noch stark gebundene Form des Protestantismus gegeben hat, so ist dies ihr Puritanismus gewesen. Kein Gedanke an Toleranz gegen Andersgläubige, keine Spur der Duldung gegenüber auch noch so geringfügigen Lehrabweichungen in der Gemeinde. Vielmehr engste Geschlossenheit der religiösen Sitte, ja der Sitte überhaupt; die Sitte in wesentlichen Gebieten ihres weiten Umfangs noch zur Forderung des Rechtes, zu strafbarem Gebote und Verbote geschärft. Ein Zustand, der die individualistischen Errungenschaften Luthers und Calvins ihren englischen Angehörigen als herben Zwang auferlegte: ein Stück individualistischer Kultur der europäischen Völkerfamilie in Formen fast mittelalterlicher Bindung.

Es war eine für Amerika überaus günstige Konstellation. Es läßt sich für jeden Ort und jede Zeit der Besiedlung in den Vereinigten Staaten zeigen, daß die primitive Okkupationsarbeit in Wald und Prärie Neigungen erweckte, auch geistig auf das Niveau primitiver Kulturen hinabzusinken; das war, nach der Besiedlung der Küstenländer, das Loos der ersten Hinterwäldler in den Alleghanies, am Ohio und am Tennessee; das blieb später das Loos der Männer vom fernen Westen. Es drohte auch den Vätern von Massachusetts. Da wurden sie eben durch die gebundene, gleichsam gegenüber dem Inhalte ihrer Kultur entwicklungsgeschichtlich primitivere Form dieser Kultur vor dem Versinken bewahrt. Es war ein Zusammenhang, in welchem der Puritanismus, wie er aus der europäischen

Heimat mitgebracht worden war, wohl etwas verknöchern, wohl auch noch etwas strenger ausgebildet werden konnte: aber einer primitiveren religiösen Lebensform Platz machen konnte er nicht. Und im Puritanismus war alle herübergebrachte europäische Kultur der Väter überhaupt beschlossen und geborgen.

Man erfülle sich ganz mit der Bedeutung dieses merkwürdigen Zusammenhanges. Auf rauher Wurzel eines fremden Bodens, in einer anderen Welt eine Insel gleichsam europäischer, englischer Kultur! Und diese Kultur im bewußten Gegensatze zu gewissen kirchlichen, in weniger bewußtem Gegensatze auch zu dem Ganzen der politischen Einrichtungen der Heimat!

Hier zeigen sich alsbald, in einer wichtigen Beziehung neben manchen anderen, die Wurzeln der amerikanischen Revolution, der heutigen politischen Freiheit. Und von diesem Untergrunde seiner Entwicklung her vornehmlich hat Massachusetts, hat Neuengland überhaupt in die Befreiungskämpfe eingegriffen. Nicht als ob es nicht auch schöpferisch an der Herstellung der republikanischen Verfassung beteiligt gewesen wäre. Aber doch kamen in dieser Richtung die Hauptanregungen vom Süden; die Lage der Bundeshauptstadt und des Kapitols am Potomac hat da symbolische Bedeutung. Und erscheint es selbst für die Führung der kriegerischen Aktion gegen England von nicht minder symbolischer Bedeutung, daß Washington, dieser größte Sohn des Südens, das Kommando über die Revolutionsarmee unter jener berühmten Ulme von Cambridge in Massachusetts übernommen hat?

Bis zur Revolutionszeit war die alte puritanische Kultur von Neuengland, insbesondere von Massachusetts, so ziemlich im alten Umfange und in der alten Höhe erhalten geblieben; man hatte den Zusammenhang mit England nicht aufgegeben, man hatte sich auch leise im Eignen fortgebildet; entschiedene Neuerer waren in schroffer Form verstoßen worden. Da zeigten sich, leise eben in der Revolutionszeit einsetzend, die frühesten Spuren einer wirklichen, inneren, organischen Umbildung: ein Originales, wenn auch noch auf alter Grund-

lage, keimte empor: es sind die Anfänge der Blüte dessen, was wir Yankeekultur des 19. Jahrhunderts nennen können.

Der Vorgang ist zu wichtig, um nicht genau betrachtet zu werden.

Das Element, das sprengend wirkte, war ein echt amerikanisches, im weiteren Sinne koloniales überhaupt: die optimistische Betrachtung der Welt. Sie ergab sich aus der Weite der neuen Beziehungen im Raume, die alle Möglichkeiten einer großen Entwicklung ahnen ließ, aus dem Kraftgefühl von Existenzen, die täglich neu um Leben und Dasein kämpften, aus der Sichtbarkeit der wirtschaftlichen Erfolge, die, je länger sie währten, zugleich eine Wirtlichmachung, eine volle Verheimatlichung erst der neuen Heimat bedeuteten.

Wie vermochte sich nun diese stetig wachsende, unumgängliche und schließlich allmächtige Stimmung, noch heute die Grundlage des amerikanischen Temperaments, mit der pessimistischen Grundstimmung des Puritanismus abzufinden? Nur ein Kampf auf Leben und Tod konnte den Gegensatz lösen. Zwar suchte man lange Optimismus und Lehre von der Erbsünde und ähnliche pessimistische Züge des Puritanismus durch einen merkwürdigen Schluß nebeneinander festzuhalten, ja zu versöhnen. Gewiß: diese Welt ist schlecht von Grund aus, hieß es da, ein Jammertal, aus dem der Fromme im allgemeinen sehnsuchtsvoll emporblickt zu den lichten Höhen des Jenseits. Aber mit den Pilgrimsvätern hat der Herre Zebaoth schon auf Erden eine Ausnahme gemacht. Sie sind seine Auserwählten, und so führte er sie schon in dieser Zeitlichkeit aus dem sündenschwärenden Europa in ein Land, da Milch und Honig fleußt. Es sind Gedanken, die schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts Cotton Mather, einer der größten Kanzelredner seiner Zeit, in den Magnalia vorgetragen hat.

Aber konnte diese zwischen lehrhaftem Pessimismus und stimmungsreichem Optimismus vermittelnde Sophisterei auf die Dauer genügen? Unmittelbar begann die optimistische Stimmung gegen den Gedanken der Erbsünde zu reagieren. Aber mit diesen Gedanken fiel die Idee der Erlösung! Denn

wozu die Erlösung, wenn der Mensch im Grunde rein und gut war: was die Möglichkeit religiöser Selbsthilfe bedeutete? Und mit der Erlösung fiel der Erlöser! Und mit dem Erlöser das Dogma der Dreieinigkeit!

Es waren Konsequenzen, deren unvermeidlicher Durchbruch sich schon in der Revolutionszeit anbahnte: in den Änderungen der liturgischen Formeln, wie sie seit 1785 in Kings Chapel, jener ältesten bescheidenen Kirche Bostons, die heute von dem stolzen Bau der City Hall beschattet wird, vorgenommen wurden; in antitrinitarischer Besetzung wichtiger Lehrstühle, wie sie z. B. für die Professur der Divinity am Harvard College im Jahre 1805 erfolgte; und in anderen minderes Aufsehen erregenden Wandlungen. Zu klarem Ausdrucke und starkem Siege aber brachte die neue Anschauung der ehrwürdige William Ellery Channing, von 1803 bis 1840 Pfarrer an der Federal Street Church in Boston, indem er einen unzweideutigen Unitarianismus lehrte.

Was Channing aussprach, war natürlich nichts Neues. An der europäischen Entwicklung gemessen würde man sagen: er war der Testamentsvollstrecker für Amerika all der Richtungen, die seit den Zeiten der Wiedertäufer religiösen Subjektivismus verkündet hatten. Man höre folgende Worte aus einer Predigt Channings vom Jahre 1819, die das vollendete Bekenntnis des Unitarianismus brachte: „We must start in religion from our own souls. In these is the fountain of all divine truth. An outward revelation is only possible and intelligible, on the ground of conception and principles, previously furnished by the soul. Here is our primitive teacher and light. Let us not disparage it.“ Von diesem Standpunkte rein subjektiver Art aus, der ganz an die Wiedertäufer erinnert, werden dann die notwendigsten Folgerungen gezogen: ein einziges großes, ja absolutes Prinzip der Vollkommenheit; Christus der herrlichste, aber in den Einzelheiten seiner Lehre an seine Zeit gebundene menschliche Führer zu ihm.

In Europa, insbesondere Deutschland, hätte Channings

Lehre eine kirchliche Revolution herbeiführen müssen, wäre sie anerkannt worden. Vermutlich aber wäre eine offene Anerkennung nicht erfolgt, sondern wäre nur eine jener subjektiv-symbolischen Umdeutungen der alten christlichen Lehren eingetreten, deren Verlauf für die europäische Frömmigkeitsbewegung des 19. Jahrhunderts so charakteristisch ist. In Amerika war die Wirkung eine andere. Da in der Union die Trennung von Kirche und Staat, an sich eine innerlichste Forderung jedes subjektivistischen Zeitalters, durchgeführt war und später selbst als Problem für die meisten Staaten kaum noch in Frage gekommen ist, so trat die neue Überzeugung einfach mit neuen kirchlichen Institutionen neben die alte, mochten nun gewisse schon bestehende Gemeinden zum Unitarianismus übergehen oder sich neu auf seiner Bekenntnisgrundlage bilden. Dabei konnte der religiöse Friede sehr wohl, wenn auch unter mancherlei Reibungen, gewahrt werden. In Plymouth stehen am Fuße des Gottesackerhügels, der die Gebeine der Pilgrimsväter birgt, heute zwei Kirchen nebeneinander, eine unitarische und eine altpuritanische: und jede hat in Tat und Wirklichkeit zu zeigen, ob sie den echten Ring der Wahrheit besitze.

Der Unitarismus ist auf diese Weise nicht die Religion Neuenglands geworden; und heute gilt er vielen, vor allem den sogenannten ganz Fortgeschrittenen, als eine erledigte Sache. Für die Yankeekultur der dreißiger bis sechsziger Jahre, ja des ganzen 19. Jahrhunderts aber bedeutete er eine gewaltige Emanzipation des Seelenlebens auf dennoch sicherer geistiger Grundlage: war er mithin im Grunde alles. Und geschah nicht mit seiner Entwicklung zugleich der Schritt, der eine wirkliche Kultur der Neuen Welt zu entbinden und sie mit einem Schlage auf die Höhe der alten europäischen Kulturen, wenn nicht gar über sie zu heben schien? Was geistig vorwärts schaute in Neuengland, bekannte sich oder fühlte sich wenigstens unitarisch.

Und schon ging man um einen Schritt weiter. Öffneten sich nicht, indem man den Boden des geschichtlichen Christentums

verließ, die Tore eines reinen, unabhängigen philosophischen Denkens? Und erforderte nicht ein folgerichtig durchgebildeter Subjektivismus geradezu eine von jeder Überlieferung freie, nur persönliche Weltanschauung? Sollte nicht zu etwas Ähnlichem wie zur Entfaltung einer philosophischen Romantik Bahn gebrochen sein?

Philosophie war in Neuengland bisher nur im Anschluß an die Theologie und allenfalls die Rechtswissenschaft getrieben worden. Jetzt versuchte man zum erstenmal die weiten Gebiete letzten Denkens selbständig zu betreten. Natürlich nicht ohne fremde Hilfe. Die deutsche Philosophie Kants und der romantischen Idealisten drang übers Meer, zugleich mit deutscher Musik: in dem Boston, das um 1800 noch wenige deutsche Bücher beherbergt hatte, sprach man um 1840 schon nicht selten Deutsch, und die Namen der deutschen Denker waren im Munde der Gebildeten. Dazu kam die eklektische Philosophie der Franzosen: Jouffroy, Cousin. Aber das fremde Denken war doch nur Werkzeug und Gefäß des eigenen Dranges nach vorwärts. Und dieser hieß: befreiende Entfaltung altpuritanischen Sinnes. So dachte man vor allem transzendental und idealistisch: die hinter der Welt der Erscheinungen webende, die eigentliche Welt, die Welt der Ideen suchte man zu ergreifen; platonische Werte und Stimmungen lebten auf, und ein Transzendentalismus sehr verschiedenartiger, subjektiver, persönlicher und doch in den meisten Fällen speziell amerikanischer Färbung erhob sich.

Es ist die Welt, die vor allem Emerson († 1882) zu vollstem Leben erschaffen hat. Mit wie heiterem Selbstgefühl nahm er doch von dem Glauben seiner Väter Abschied, als er im Jahre 1832, zum letztenmal auf der Kanzel, jene berühmte Predigt über das Abendmahl hielt, die in dem Satze gipfelte: „I am content that it should stand to the end of the world; but I am not interested in it.“ Und wie froh hat er ein langes Leben hindurch, vor Laienscharen lehrend und predigend, in seiner Heimat, in dem friedlichen Concord, Haus gehalten, im reichen Kreise von Schülern und

Anhängern, auch in weltlichen Dingen nach Yankeeweise von anständiger Wohlhabenheit und nicht übel bewandert.

Emersons Lehren, die auch in Deutschland gut bekannt sind, wenn man auch ihren kulturgeschichtlichen Hintergrund zumeist nicht überschaut, sind, handelt es sich nur um einen raschen Eindruck, mit wenigen Worten recht wohl zu beschreiben. Er ist der Form nach Aphorist, dem Inhalte nach Transszendentalist, und dem Temperamente nach Amerikaner. Geschichtlich betrachtet ist dabei dies letzte wohl das Wichtigste. Er hat einen unerschütterlichen Glauben an die Güte der menschlichen Natur, an das Recht der freien Persönlichkeit und an das Dasein eines höheren Kosmos hinter der Welt dieser Zeitlichkeit. Und er leiht diesem Glauben die unverblümteste Sprache, besonders gern in der Form des paradoxen Aphorismus, sowie in der dem utilitarischen Sittlichkeitsgefühl des Yankees noch mehr zusagenden Form der Ermahnung. „Let me admonish you, first of all, to go alone; to refuse the good models, even those, which are sacred in the imagination of men, and dare to love God without mediator or veil . . . . thank God for these good men, but say ‚I also am a man'. Imitation cannot go above its model." Und wie treu hat er in diesem Zusammenhange die sittlichen Empfindungen und Dominanten dieser Neuen Welt dargelegt, auch wo sie überraschen! „With consistency a great soul has simply nothing to do . . . . Speak what you think now in hard words and to-morrow speak what you to-morrow think in hard words again, though it contradict everything you have said to-day." Dem Tage leben in reiner Seele und gründlicher Wahrhaftigkeit, das ist am Ende die größte Lehre gewesen, die Emerson seinem Volke gab: und so ist er der Führer des Yankeetums geworden in den Jahren seiner Blüte schlechthin: des Yankeetums, das noch in den fünfziger bis siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten geistig geherrscht hat.

Neben Emerson haben andere Denker und Lehrer in und außer Concord in ähnlichem Sinne gewirkt, so der wunderliche

Alcott, so Thoreau, einer der ersten feinen An- und Durchempfinder amerikanischer Natur: erreicht oder gar übertroffen hat Emerson niemand. Indes so sehr die philosophisch-moralischen Elemente im Mittelpunkte der Yankeekultur dieser Zeit gestanden haben, so ist sie doch mit ihnen noch nicht umschrieben und erschöpft. Hinzu kommt noch eine wissenschaftliche Entwicklung und eine literarische Auswirkung, die, jede an sich bis zu einem gewissen Grade selbständig, das Bild doch erst abschließen und ausrunden.

Träger dieses breiteren Lebens wenigstens auf wissenschaftlichem Gebiete war vor allem das Harvard College, das sich eben in seinem Verlaufe die hohe Stellung unter den führenden Universitäten der Union erworben hat, die es noch heute inne hat. Und leitend für den neuen Weg erwies sich ganz in erster Reihe deutscher Einfluß: es ist die Stelle, an der zum erstenmal völlig durchschlagend die deutsche Kultur auf Amerika eingewirkt hat, und zwar von ihrem Heimatboden aus, nicht durch die Vermittlung deutsch-amerikanischer Auswanderer. Um das Jahr 1800 war das Harvard College im Grunde noch nichts als ein Gymnasium, nach der deutschen Klassifikation des 18. Jahrhunderts vielleicht ein akademisches Gymnasium nicht besonders hohen Ranges. Zu ändern begann sich das mit den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Zwei von den Harvard-Professoren, George Ticknor und Edward Everett, die beide seit 1815 in Göttingen studiert hatten, begannen, der eine auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, der andere auf dem der griechischen Sprache und Geschichte, über das hinaus zu gehen, was man bisher in Harvard grundsätzlich allein gepflegt hatte: über die bloße Vermittlung von Wissen. Nicht nur eine Lehranstalt sollte nach ihrer Auffassung das College sein oder werden, sondern zugleich eine Anstalt wissenschaftlicher Forschung. Und sie hatten mit dieser Auffassung wenigstens den Erfolg, daß sich eine langsame Umbildung anbahnte. Gewiß blieb auch ihr Streben, unter dem Eindrucke einer mehr utilitarischen Umwelt, nach deutschen Begriffen noch immer viel zu sehr der unmittelbaren

Verwertung und populären Anwendung der Forschung zugewandt; bezeichnend hierfür ist, daß Ticknor im Jahre 1852 die Bostoner Public library, die berühmte Stammutter der Hunderte amerikanischer Public libraries, gegründet hat. Aber dennoch fand die deutsche Schulung wie die gleichzeitige transszendentalistische Strömung der neuenglischen Kultur schon bei ihnen in einem voraussetzungslosen Forschungsdrang, in einer ständigen Richtung ihres Denkens auf neue empirische Wahrheiten lebendigen Ausdruck. Und schon sprang der Funke auch auf rein heimische Kräfte über; Jared Sparks, von 1839 bis 1849 Professor der Geschichte, nachher eine Zeitlang Präsident von Harvard, der eigentliche Vater der amerikanischen Geschichtswissenschaft, ist nicht in Deutschland gebildet gewesen, während freilich die glänzendsten wissenschaftlichen Vertreter der großen Geschichtschreibung der Yankeekultur, Bancroft und Motley, der letztere ein Freund Bismarcks aus der Göttinger Studienzeit, in Deutschland gebildet worden sind.

Was aber für diese ganze, auch sonst mit zahlreichen Merkmalen des Jugendlichen ausgestattete Kulturbewegung charakteristisch war: der Bildung einer neuen Weltanschauung entsprungen, ins Wissenschaftliche breit ergossen, hat sie dennoch zugleich noch eine dichterische, enthusiastische Formgebung ertragen, ja bis zu einem gewissen Grade gefordert. Schon Emerson, zweifelsohne eine große literarische Erscheinung, kann mit manchem Recht unter die Dichter gestellt werden. Geradezu Dichter waren dann drei mitten in der Bewegung der Yankeekultur stehende Professoren von Harvard: die beiden Nachfolger auf Ticknors Lehrstuhl für Literaturgeschichte, Longfellow und Lowell, und der Mediziner Holmes. Von ihnen ist der in Deutschland bekannteste der Sänger von „Hiawatha“, der Dichter der „Voices of the Night“, der „Evangeline“ und der „Golden Legend“, Longfellow. Aber gerade er ist für die Yankeekultur in ihren eigentlichen Werten am wenigsten charakteristisch. Von außerordentlichem Geschicke in der Formgebung, Literarhistoriker und literarischer Anempfinder, ist er über eine akademische Dichtung sogenannten edeln Stiles nicht

hinausgekommen. Oder hört man aus Versen wie dem folgenden nicht den Klang der deutschen Epigonendichter der fünfziger und sechziger Jahre?

Life is real! Life is earnest!
And the grave is not its goal;
Dust thou art, to dust returnest,
Was not spoken of the soul.

Und doch sind diese Zeilen einem der besten Gedichte Longfellows, dem „Psalm of Life“, entnommen.

Longfellow vertiefte nicht, er verbreiterte nur die Strömung der Yankeekultur: einfach genug, überall die Herzen zu rühren, ohne sie durch Suchen unterer Gründe abzustoßen, hat er über Neuengland hinaus das englische, ja das teutonische Amerika bezwungen und lebt in tausend und abertausend Herzen fort bis auf den heutigen Tag. Innerhalb des Verlaufs der Yankeekultur aber bezeichnet er den fatalen Punkt, da Schaffen zum Nachschaffen und Tätigkeit zur Emsigkeit wird: da die Tage des Verfalls hereinbrechen. Es ist ein Eindruck, den die Art von Lowell und Holmes nicht zu verlöschen vermag. Lowell war Satiriker und Sarkast wenn auch von tiefer humaner Veranlagung; Holmes vornehmlich Gelegenheitsdichter und in seinen Interessen fast ausschließlich auf Massachusetts, ja Harvard beschränkt. Die Bewegung zog sich einerseits ins Breite, anderseits, wo sie sich noch einmal konzentrierte, ins Engste zusammen: Sterbeerscheinungen alles Lebendigen.

Am Schlusse der Reihe der großen Männer der Yankeekultur aber steht ein letzter wahrer Dichter, ihr Totensänger gleichsam und Totenengel, Nathaniel Hawthorne. Er hat zwar keine Verse gemacht, aber zu dauernden Gestalten verdichtet hat er, im Sinne des von Richard Wagner so geprägten Wortes, was schön und groß war in den frohesten Tagen der Kultur seiner Heimat. Und indem er seiner Seele freien Lauf ließ in seinen „Mosses from an old Manse“, seinem „Scarlet letter“, seiner „Blithedale-Romance“, war er amerikanischer, neuenglischer als alle seine Genossen und Vorgänger. Wie liegt über seinen Dichtungen der nordisch-melancholische Hauch

der Landschaft um Boston, und wie verbindet sich dieser Hauch mit der unbewußten Wehmut des Mannes, der von Zeiten redet, die vergehen oder vergangen sind. Denn daran bleibt kein Zweifel: Hawthorne ist der Puritanismus, auch in seiner letzten Umgestaltung zum Transzendentalismus, nicht mehr subjektiv unzerstörbare Wahrheit und unumgängliche Lebensluft, sondern Gegenstand ästhetischen Nachempfindens, persönlichen Nachlebens im Körper der Dichtung.

Was schließlich die Yankeekultur zerstört hat? So leicht ist es nicht zu sagen. Wenn der Verfall in dem Jahrzehnt des Bürgerkrieges und des ersten großen pacifischen Bahnbaues zuerst deutlich zutage trat und in rapidem Abgleiten bereits in den achtziger Jahren vollzogen schien, so vermag man wohl einen inneren Zusammenhang nicht zu leugnen. In der Tat läßt sich vom speziell neuenglischen und noch mehr vom Bostoner Standpunkte aus anführen, daß während dieser Zeit der Nordosten der Union überhaupt in der amerikanischen Entwicklung mehr zurücktrat. Er war jetzt abgelegen zu den großen Verkehrswegen des Landes, wie sie sich nun rasch entwickelten, von Baltimore und Philadelphia und vor allem New York nach Westen zu; und Boston im besonderen, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine der am glänzendsten emporblühenden Städte der Union, ist seitdem an Bevölkerungszuwachs wie Reichtumszunahme weit hinter anderen Städten, namentlich New York, zurückgeblieben. Was Wunder, wenn sich da auch der Standpunkt der geistigen Entwicklung im Osten verschob. New York trat und tritt immer bedrohlicher neben Boston, Columbia-University neben Harvard-University, und in gewissen Zweigen namentlich der ausübenden Kunst ist New York schon unbestritten der Sieger.

Aber diese mehr lokalen Verschiebungen nur haben es doch nicht oder nicht allein getan. Sie waren ihrerseits wiederum nur besonderer Ausdruck weit größerer allgemeiner Wandlungen. Aus den großen Kämpfen des Bürgerkrieges war das partikulare Leben der Einzelstaaten namentlich des Ostens in einem Grade besiegt hervorgegangen, den sich selbst eine wilde poli-

tische Phantasie um 1860 schwerlich vorzustellen vermocht haben würde: Zentralismus beherrschte seit 1867 immer stärker steigend das Leben der Union. Was eine solche Wendung für einen der stärksten und gerade nach der geistigen Seite hin entschieden entwickelten Partikularismus, wie den von Massachusetts und Neuengland überhaupt bedeutete, ist klar. Und weiter! Selbst diese Wirkung des Bürgerkrieges war eigentlich keine primäre. Ihr lag vielmehr wieder das elementarste Ereignis zugrunde, das die Geschichte der Union im 19. Jahrhundert überhaupt aufweist: die Besiedlung des Westens. Dieses Winning of the West erweiterte nicht nur die politischen und sozialen Räume ungeheuerlich, so daß alte führende Gegenden nur als kleine Teilräume in die Kombination eintraten und über alles hinweg sich ganz neue politische Probleme in zentraler Machtentfaltung ergossen: sie dehnte zugleich das Areal der Union und die nationale Mannigfaltigkeit der Bevölkerungen, die es besiedelten, in so hohem Grade aus, daß es selbst der zähen Yankeekultur nicht mehr möglich war, durchzudringen. Gewiß gewann diese Kultur in den Küstenländern des Stillen Ozeans, namentlich im äußersten Nordwesten, aber auch im Süden, z. B. in Los Angeles, noch einen gewissen Halt, da sich von Neuengland her eine starke Auswanderung in diese Gegenden ergoß — allein gerade die wichtigsten, mittleren Gebiete, die Staaten des Mississippitales, Städte wie St. Louis oder Chicago vermochte sie nicht völlig mehr zu durchsäuern. Hier wuchs vielmehr eine in ihren Neigungen und Sitten, ja jetzt schon ihrem ganzen Charakter nach abweichende Bevölkerung heran, für deren Bildung u. a. die Deutschen in nicht geringem Maße wirksam waren und sind: ein gänzlich veränderter Kern einer künftigen teutonisch-amerikanischen Völkerbildung erstand.

Allein selbst von allen diesen Vorgängen kann man nicht behaupten, daß sie allein die Yankeekultur in ihrer alten schönen Blüte vernichtet hätten. Sie hätten sie höchstens auf gewisse Teilgebiete der Union beschränken können. In Wirklichkeit ist diese Kultur vielmehr, das darf nicht verkannt werden, vor allem in sich selber zusammengestürzt. Sie war letzten Endes doch noch

ein spätestes Reis an dem fruchtbaren Baume des Puritanismus, der so manche Wetter der Zeiten überstanden hatte; sie bedeutete eine Imprägnierung noch immer der alten europäischen Kulturausstattung der Pilgrimsväter mit neuem amerikanischen Empfinden und auch neuerer europäischer Weisheit. Konnte daraus etwas ganz fruchtbar Neues, etwas für Amerika schlechthin Schöpferisches hervorgehen? Nein — diese höchste Yankeekultur war am Ende doch nur das Feuerwerk, in welchem sich, unter der ersten zündenden Wirkung vor allem des nun zu wirklicher geistiger Selbständigkeit drängenden amerikanischen Temperamentes, die letzte lebenskräftigste Mitgabe des alten Europas an die junge Welt in leuchtenden Girandolen verzehrte: nicht aber die ahnungsvolle Keimerscheinung einer durchaus bodenständigen, durchaus und ausschließlich amerikanischen Kultur.

Darum hat sie weichen müssen; darum eröffnet ihre Entwicklung nicht schon eine eigene amerikanische Kulturgeschichte: sie schließt vielmehr nur die kolonialen Erscheinungen, wenn sie auch eben schon durch den Drang eines wirklich amerikanisch Neuen gesprengt ward.

Aber ist aus diesem Neuen inzwischen in der Tat schon eine eigenständige amerikanische Kultur erwachsen?

III.

Zur Charakteristik der geschichtlichen Stellung der Yankeekultur kann erst jetzt noch ein Moment eingeführt werden, das für die hier geltend gemachte Auffassung schließlich vielleicht entscheidender ist als alle bisher angeführten.

Jedes wirklich groß angelegte und aus sich selbst, in ureigenem Schaffen der menschlichen Gemeinschaft, der es entspringt, emporblühende Kulturzeitalter ist allseitig: ist schöpferisch auf den Gebieten des Vorstellens und Wollens, des Anschauens und des Genießens zugleich.

Die Yankeekultur hat zur Dichtung nur entfernte Beziehungen gehabt, und so gut wie ganz fehlte ihr die bildende Kunst. Nicht als ob es nicht schon vor 1860 oder 1870 im

Bereiche der Staaten der Union und insbesondere auch in Neuengland Dichtung und Kunst gegeben hätte. Aber deren Beziehungen zur Yankeekultur sind gering, und sie trägt im ganzen einen kolonialen Charakter: spiegelt die Entwicklung des Mutterlandes wieder unter noch geringen Zusätzen eigenen amerikanischen Wesens.

Führen wir das zunächst für die Dichtung und innerhalb der Dichtung wiederum in Beschränkung nur auf die Literatur in englischer Sprache aus, so zeigen sich gewiß bei Brockden Brown († 1810) schon einige amerikanische Züge: vor allem eine ausgesprochene Veranlagung zur scharfen Schilderung der Hintergründe, der Umwelt überhaupt. Das gleiche läßt sich von Washington Irving († 1859), dem auch in Europa wohlbekannten Verfasser von „Knickerbockers history of New York“ (1809) und des „Sketch Book“ (1819) sagen: dazu hat er schon den echt amerikanischen Sinn für grotesken Humor, von dem sich übrigens Spuren bereits bei Franklin finden; er kann auch unter den ersten Vertretern jener literarischen Form der short story genannt werden, die erst in impressionistischen Zeiten ganz erblüht ist und in Amerika vielleicht ihre erste Pflege gefunden hat. Stilistisch aber ist Irving, wie auch Browne, noch nicht amerikanisch; beide zeigen vielmehr die für Kolonialliteraturen charakteristische Eigenschaft, daß sie für ihre Zeit nicht einmal modern englisch sind, sondern der englischen Entwicklung nachhinkend den Stil etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts schreiben: so hat in der deutsch amerikanischen Literatur der jüngst verstorbene Castelhun noch in der Weise Heinrich Heines und seiner Zeit gedichtet. Bei Cooper („The last of the Mohicans“ 1826) fällt dann dieser Zusammenhang allerdings hinweg, aber er ist in der Form so ungeschlacht, daß man ihn, nach einem freilich vielleicht paradoxen amerikanischen Zeugnis, besser in einer Übersetzung als im englischen Originale liest. Darin muß man nun allerdings vom Standpunkte amerikanischer Geschichte aus einen Fortschritt sehen; der Weg eigener Entwicklung wird damit eingeschlagen; zugleich aber wird von Cooper die spezifisch amerikanische Beobachtungs-

gabe, deren leise Anfänge schon bei Brown und Irving auftauchten, auf die unendlichen Reize des indianischen Hinterlandes angewandt.

Aber hatten diese Dichter Beziehungen zum Puritanismus? Bei Brown findet sich wohl ein starker Sinn für das geheimnisvoll Strenge der eigenen Brust in der Art noch altpuritanischen Empfindens; Irving und Cooper waren New Yorker, Angehörige des Mittelstaatengebietes, und spezifisch neuenglischer Entwicklung fern. Und auch später hat die Literatur New Yorks und Philadelphias innere Beziehungen zur Yankeekultur nicht gehabt, so unbedeutend sie an sich war und darum fremdem Einflusse ausgesetzt: nur der Eine Edgar Poe († 1849) ragt aus den europäisch popularisierenden Mittelmäßigkeiten des Knickerbocker Magazines und anderer Zeitschriften hervor, deren legitime Fortsetzerin dann die gewaltige Tagespresse New Yorks, nicht aber irgendwelche spezifisch literarische Bewegung geworden ist. Kann aber Poe so ohne weiteres als amerikanischer Dichter gelten? Gewiß ist er der erste große Lyriker der Neuen Welt gewesen: ist aber das mystische Pathos seines Empfindens, die Romantik, die den Tag beleuchtet, das Melodramatische seiner Diktion gemeinhin amerikanisch? Noch darf man heute nicht entscheiden wollen, ob Poe durchaus nur sui generis ist oder früher Vorläufer einer amerikanischen Literatur, die da kommen soll.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst — in der Dichtung kann man in dem völligen Fehlen des Dramas allerdings einen, freilich negativen Einfluß des Puritanismus sehen wollen — ist nichts bezeichnender als die Entwicklung der Architektur. Hier mußte man unter allen Umständen vorwärts schreiten; Raumbedürfnisse waren da, forderten Befriedigung, und waren teilweise sogar neuer Art. Und zwar vornehmlich auch kirchliche Raumbedürfnisse. Trotzdem fehlt zu den Zeiten der Yankeekultur und vor ihnen fast jeder Einfluß des Puritanismus und seiner Kultur auf die architektonische Entwicklung. Man kopierte Europa wenn auch mit den Änderungen, welche die neuen Raumbedürfnisse und das anfangs und noch lange mit

Vorliebe angewendete Holzmaterial notgedrungen erforderten: die Niederländer brachten den holländischen Stil nach Neu-Amsterdam und dem Hudsongebiete, die Architektur des deutschen Bauernhauses erfüllte innere Teile von Pennsylvanien, um sich später den Ohio hinab, ja über den Mississippi hinweg noch weiter nach Westen zu verbreiten; in den Gebieten überwiegenden angloamerikanischen Einflusses folgte dem Londoner Stadtkirchenstil Wrens nach den Übergängen des späteren 18. Jahrhunderts der englische Hellenismus für ländlichen Herrensitz, Stadtgebäude und Gotteshaus und diesem die moderne englische Gotik und Queen Anne: bis seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Queen Anne stile zu überwiegen begann. Und erst dann, man kann sagen etwa mit Richardsons Bostoner Trinity Church (1877) setzte eine eigene amerikanische Bewegung von großer Gewalt ein — die aber nicht mehr oder wenigstens nicht mehr allein der Yankeekultur angehört.

Ähnlich steht es, um von der geringer entfalteten Bildnerei zu schweigen, mit der Entwicklung der Malerei. Die Generationen Copleys († 1815) sowie Gilbert Stuarts († 1828) und Trumbulls († 1843) haben ähnlich der literarischen Dreiheit Brown, Irving und Cooper geschaffen: in Anlehnung an Europa, doch mit ausgesprochenem Sinne für scharfe Wiedergabe von Einzelheiten und darum meisterhaft vornehmlich im gegenständlichen Porträt: wie steht Washington in den Schöpfungen Stuarts, wie Alexander Hamilton in dem Bildnisse Trumbulls (New Yorker Metropolitan Museum) vor uns! Aber waren sie und ihre nächsten Nachfolger, so sehr sie auch Puritaner gemalt haben, vom Puritanismus und insbesondere von der Yankeekultur spezifisch beeinflußt, oder ihre Kunst gar etwa ein Ausfluß dieser? Man möchte es schwerlich behaupten, obwohl Stuart und ein dritter wichtiger Zeitgenosse Stuarts und Trumbulls, Allston, schließlich in Boston ansässig gewesen sind.

Jedenfalls: konnte diese Kultur, so sehr ihr die Porträtkunst zu Gesichte stand, inneres Interesse für die Bestrebungen Trumbulls haben, wenn er seine Kunst um das Kriegs- und

Schlachtenbild erweiterte, und für Allston lebendig eintreten, wenn er das Historien- und sogar wenn er das religiöse Bild aufnahm? Schon in der eigentlichen Blütezeit der Yankee-kultur hat sich die amerikanische Malerei wie die Dichtung New York zum Hauptquartier erwählt: hier entstand 1825 eine Drawing Association, aus der 1826 die National Academy of Design hervorging. Freilich: die Entwicklung einer spezifisch amerikanischen Malerei war damit auch noch nicht eingeleitet. Oder sollte man sie in den Bildern der Cummings, Dunlop, Durand, Inman und anderer suchen wollen? Die Meister der New Yorker Schule und auch deren Zeitgenossen, soweit sie nicht in New York saßen, haben bis gegen das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts schlechtweg nach europäischem Muster gemalt; und nur insofern ist eine Änderung, nicht eine Entwicklung wahrzunehmen, als neben dem englischen Vorbilde nun auch das französische und später längere Zeit hindurch auch das deutsche der Akademien von Düsseldorf und München einwirkte. Doch ist dabei nicht zu verkennen, daß allmählich und in leisem Zunehmen auch heimische Werte zum Ausdrucke gelangten. Vor allem in der Landschaftsmalerei. Und es wäre eine der reizvollsten Aufgaben amerikanischer Geschichts-forschung, gerade hier, wo das Neue einer wirklich eigenen amerikanischen Kultur mit am frühesten, am originellsten und am leichtesten erkennbar schöpferisch zutage tritt, die eingehendsten Untersuchungen über den zunehmenden Amerikanismus anzustellen. Ich habe auf diesem Gebiete, auf dem man im Grunde nur den eigenen Augen trauen sollte, zwar in den Galerien, die ich sah, viel notiert, aber keineswegs genug, um ein zusammenhängendes Bild zu zeichnen. Es gehört dazu eine mehrmals wiederholte Vergleichung erster Eindrücke vor den Originalen selber, die ich nicht vornehmen konnte. Mit aller Zurückhaltung möchte ich daher bemerken, daß mir J. F. Kensett (1818—1872) einer der frühen Meister gewesen zu sein scheint, der namentlich den amerikanischen Abend in der rücksichtslosen Stärke seiner Farben wiedergab, nachdem Thomas Cole mit Darstellungen aus den Catskills und sonst-

woher, und mit ihm Durand und Doughty die amerikanische Landschaftsmalerei zunächst nur dem Gegenstande nach gefördert hatten. Neben ihm holte George Inneß wohl mit am frühesten, doch noch in starkem Zusammenhange mit der Entwicklung der englischen Landschaftsmalerei, aus dem Osten, z. B. den Gegenden des Delaware, leise impressionistische Motive. Auf diesem Wege schritten dann Wyant, Homer Martin, auch James M. Hart weiter, um für Amerika einigermaßen selbständig die Wege der Schule von Fontainebleau zu gehen. Aber vorzugsweise haben sie doch nur den amerikanischen Osten in den europäischem Geschmacke sich annähernden Typen gemalt: See und Mittelgebirg in der duftigeren Hälfte des Kontinentes, wozu europäische Technik vorbereiten konnte und vorbereitete, darüber hinaus noch höchstens, in weicher Auffassung, die besonderen Motive des Indian Summer. Das Wesen der Landschaft des Westens dagegen blieb ihnen fern und wurde, wenn überhaupt, so nur phantastisch wiedergegeben.

Aber waren nicht mit alledem Momente nun einer wirklich eigenen amerikanischen Kultur gewonnen — hinweg über die letzte Scheidewand der Yankeekultur, soweit diese auch in ihren spätesten Erscheinungen noch immer einen europäisch-puritanischen Kern aufwies? Und tritt nicht eben in diesem Zusammenhange ein abschließend entscheidendes Charakteristikum der Yankeekultur in dem oben gegebenen Sinne zutage?

Gewiß ist dem so: und wie es in anderen Kulturzeitaltern anderer Nationen auch zu gehen pflegt: eben auf dem Gebiete der künstlerischen Anschauung der Außenwelt und des Innenlebens, in der bildenden Kunst und in der Dichtung zeigten sich am frühesten deutlich die Spuren einer neuen, nun wirklich amerikanischen Kultur. Und diese Spuren haben seitdem, seit dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, ganz außerordentlich zugenommen: sie fangen schon an sich leise zu einem Bilde zusammenzuschließen: und wir wohnen mit Entzücken dem Bildungsvorgange einer neuen, vollen Kulturnation bei.

Was wäre es da für eine Aufgabe, diesen Entwicklungs-

gang im einzelnen zu schildern! Alle Probleme der neuesten amerikanischen Geschichte drehen sich in dieser Angel. Hier, in dem Versuche einer kurzen und bescheidenen Übersicht, können nur Steine, ja kann fast nur Mörtel für den Bau einer amerikanischen Kulturgeschichte der jüngsten Vergangenheit herbeigetragen werden[1].

Zunächst ist nicht zu verkennen, daß der neuen Bildung ungeheuere Schwierigkeiten entgegenstehen. Vor allem ist die Union weit davon entfernt, als materielle Voraussetzung ihrer Kulturentwicklung ein gleichmäßig verteiltes und einheitlich entfaltetes Wirtschaftsleben zu besitzen. Wie weit voneinander weg liegen trotz aller Leistungen eines hochentwickelten Transportwesens entwicklungsgeschichtlich das hastende Treiben an den Börsen von New York oder Chicago und das primitive Fishing- oder Hunting-, ja selbst das Miningleben in den Bergen des Westens! Und was bedeutet nicht auch heute noch der Farmer, den der Fremde so gern übersieht, in der ungeheueren Mehrheit seiner ländlichen Existenz gegenüber allem Dasein in den verhältnismäßig wenigen Großstädten des Landes!

Was aber noch weit wichtiger ist: in der Union bestehen die verschiedensten seelischen Zustände nebeneinander, ohne bisher, sei es national, sei es kulturell schon ausgeglichen zu sein.

Die atlantische Küste erscheint auf den ersten Blick englisch charakterisiert und von durchgängig gleich hoher Zivilisation. Sieht man genauer zu, so löst sie sich noch heute in die drei alten Bestandteile auf: den Süden, der nun geistig und auch materiell zurückgeblieben ist und im allgemeinen auf dem Niveau der ersten Hälfte oder der Mitte des 19. Jahrhunderts verharrt, so sehr sich auch einige Männer gefunden haben, die in anderer seelischer Umwelt vermutlich Größeres

---

[1] Nach meinem Lebensplane werde ich — sub conditione Jacobi — auf diesen Gegenstand in etwa zwölf bis fünfzehn Jahren zurückkommen müssen. Da in dieser Zeit die Entwicklung um vieles weiter fortgeschritten und auch geklärt sein wird, so habe ich um so mehr Grund, mich jetzt nur auf Andeutungen einzulassen.

geleistet haben würden, so unter den Dichtern unter anderen der 1881 verstorbene Lanier; — ferner den Norden mit seiner in Auflösung begriffenen und durch keine neue Entwicklung von gleicher Bedeutung ersetzten Yankeekultur; — endlich die Mittelstaaten, in denen sich New York seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts immer mehr zur unumstrittenen geistigen Führung emporgeschwungen hat.

Wer aber aus den Oststaaten in den einstigen, den jetzt sogenannten alten oder mittleren Westen fortschreitet, der stößt hier um die Mitte des 19. Jahrhunderts, den frühesten etwa anzunehmenden Ausgangspunkt der neueren Kulturentwicklung, wiederum auf sehr verschiedene, dabei auch als Ganzes wieder vom östlichen Leben abweichende Zustände. Für den Süden, der Hauptsache nach die Staaten Tennessee, Kentucky und Ohio, gibt da national im wesentlichen noch immer die ursprüngliche Besiedlung und Volkszusammensetzung von Pennsylvanien, Virginia und den beiden Carolinas her den Ausschlag: es überwiegen angelsächsische, irische, deutsche Elemente; dabei ist der Ton im ganzen noch englisch. Aber nicht englisch im Sinne der Oststaaten! Etwas Ursprünglicheres, Kolonialeres, Wilderes gleichsam und einstmals Hinterwäldlerisches hat sich beigemischt; und das psychische Niveau ist daher in den Bereich etwas früherer Kulturstufen gesunken. Wie sehr aber nimmt, noch für die Mitte des 19. Jahrhunderts, dieser Eindruck zu, gelangen wir in den Norden des alten und mittleren Westens: nach Illinois, nach den Staaten an den großen Seen. Trotz starker Einwanderung aus angelsächsischem Gebiete, namentlich Neuengland, überwiegt hier doch das allgemeine teutonische Element, und in ihm sind vornehmlich auch die Deutschen deutlich bemerkbar; die Bevölkerung macht heute keinen ausgesprochen angelsächsischen Eindruck mehr, und auch ihr Empfinden erscheint wohl amerikanisch, aber nicht als das des Yankees, geschweige denn des Engländers. Das Kulturniveau aber muß man sich für die Mitte etwa des 19. Jahrhunderts noch ziemlich niedrig vorstellen. Es ist gut, hierüber statt einen Fremden lieber einen Amerikaner zu hören. Barrett Wendell berichtet

in seiner trefflichen Amerikanischen Literaturgeschichte[1] über Herndons Biographie von Lincoln, der in Illinois aufwuchs, in folgenden Worten: „Herndon's book reveals a phase of the story hardly evident elsewhere. As you read the incidents of Lincoln's youth, whatever the authenticity of this anecdote or that, you can hardly avoid the impression that the social surroundings in which his life began were astonishingly like those of the Middle Ages. These people, of course, dressed in garments and used words, and had traditions which imply various occurrences since early Plantagenet times. It is hardly excessive to say, however, that their general mental and moral condition was more like that attributed to the English peasantry in the days of Richard Coeur de Lion than like any native English existence much more recent. Amid the relaxed inexperience of Western life the lower sort of Americans had tended to revert towards a social state ancestrally extinct centuries before America was discovered.“ In der Tat: das war es: nicht rein mittelalterlich — es würde geschichtswissenschaftlich vom höchsten Interesse sein, die Unterschiede einmal genau festzustellen —, aber doch für die Zwecke unserer Betrachtung so gut wie mittelalterlich waren die Zustände, war namentlich die seelische Haltung der Durchschnittsbevölkerung im mittleren Westen mindestens noch während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seitdem hat sich natürlich sehr, sehr viel verändert; aber sicherlich ist das Seelenleben des mittleren Westens, insbesondere auch in seinem Norden, von dem des Ostens noch sehr verschieden: national und kulturell. Am einfachsten läßt sich das vielleicht dahin ausdrücken, daß die spezifisch kolonialen Eigenschaften zunehmen, die allgemein teutonischen mehr hervortreten, die spezifisch englischen schwinden. Dazu kommen dann noch als neue, im ganzen wohl spezifisch koloniale Erscheinungen das ungeheure

---

[1] A Literary History of America, Third edition, New York, Scribners 1901, S. 503 ff.

Selbstvertrauen der Bevölkerung, das alles für möglich hält, und damit verbunden der Hang zum Sensationellen. Auch der allen Teutonen gemeinsame Zug zum Humor tritt infolgedessen besonders stark hervor und erlebt zugleich noch eine ganz bestimmte Abwandlung, der die Annahme der Möglichkeit des schlechthin Unmöglichen und Unsinnigen, das Übersensationelle gleichsam, zugrunde liegt.

Wie verschieden aber von diesem mittleren Westen ist nun wieder der äußerste, das Land der Rocky Mountains und noch darüber hinaus der pacifischen Gestade! Und wie weicht hier nochmals die Bevölkerung der einzelnen Staaten und Staatengruppen voneinander ab: wie trennen sich hier die Männer von Montana von denen von Arizona, wie die Yankeekolonisten des äußersten Nordwestens, von Seattle etwa, von der ausgeglicheneren Bevölkerung San Franciscos oder von den leichtblütigeren Bewohnern des südlichen Kaliforniens! Läßt sich im ganzen der Eindruck dahin zusammenfassen, daß die national-englischen Eigenschaften nochmals abgeschwächt, die kolonialen nochmals verstärkt erscheinen: und daß darüberhin sich erst recht ein teutonischer Allgemeintyp geltend macht? Es wäre, auf dem Gebiete des literarisch gewordenen Humors verfolgt, der Weg von der Toledo Blade zum Arizona Kicker und von Locks Petroleum Y. Nasby Letters zu Mark Twain. Aber wird man ihn so stracks verlaufend finden?

Mit alledem sind aber die regionalen, kolonialen, nationalen, kulturellen Unterschiede noch keineswegs erschöpft: vor allem wäre da der ganze Süden noch zu charakterisieren, und im Übergange zu ihm würden die Besonderheiten der Bevölkerung von Staaten wie Arkansas und Texas Beachtung fordern. Unter diesen Umständen kann und darf man denn doch wohl fragen, ob sich über all den Verschiedenheiten, die auch schon in lokalen Literaturen Ausdruck finden, denn wirklich einmal der Dom einer gemeinsamen, großen, neuen, spezifisch amerikanischen Kultur wölben werde? Und einer teutonisch-amerikanischen Kultur? Trotzdem: wie heute bereits die Dinge liegen, erscheint die Bejahung dieser Frage durch die Geschichte bei gleichmäßig fried-

lichem Fortgange des politischen und des Wirtschaftslebens der Union so gut wie gewiß. Durchaus sicher ist jedenfalls schon jetzt, daß die Vereinheitlichung reißende Fortschritte macht: wer das Land in der Gegenwart bereist hat, braucht nur die kulturgeschichtlichen Quellen aus der Zeit vor und unmittelbar nach dem Bürgerkriege heranzuziehen, um auch den geringsten Zweifel darüber zu bannen. Wenn aber der Prozeß schließlich zu einer großen kulturellen Einheit, obgleich in mannigfachen territorialen Schattierungen führen wird, so wird daran die Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens, des Wirtschaftslebens der freien Unternehmung, den größten Anteil haben. Denn niemand zweifelt daran, daß gerade dieses Wirtschaftsleben zum größten Teile die seelischen Reize auslöst, in deren Aufnahme und Durchbildung sich einer der Grundfortschritte, wenn nicht der Grundfortschritt der modernen Kultur überhaupt vollzieht.

Ist aber nun dies neue Wirtschaftsleben, wie es die Bevölkerung vor allem der großen Städte erfüllt, die damit an erster Stelle Träger der geistigen Weiterentwicklung werden, wirklich in dem Gebiete der Union oder wenigstens in deren großen Städten gleichmäßig emporgeblüht?

Wir müssen hier eines Unterschiedes gedenken, der, auch mit der Sklavenfrage zusammenhängend, das schwerste Problem der inneren politischen und sozialen Entwicklung der Union zu enthalten scheint.

Das Bundesgebiet umfaßt seit den letzten großen Einverleibungen, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts etwa seine Grenzen bis zum Stillen Meere vorschoben, tropische und subtropische Länder sowie Länder gemäßigten Klimas und Länder fast schon des kalten Nordens; verschieden ist weiterhin die Richtung, in der sich seine Staaten gegen Stillen Ozean, Mexikanischen Golf und unmittelbar Atlantisches Meer öffnen, und verschieden ist auch deren innerer Bau in orographischer und hydrographischer Hinsicht. Da gleicht nun allerdings das moderne Wirtschaftsleben aus. Seine Transportmittel, Dampfer, Eisenbahn, Telegraph, Telephon, kennen kaum einen Unterschied des Klimas; die Entfernungen schrumpfen zusammen; die oro-

graphischen und hydrographischen Bedingungen verblassen, und wenigstens der Verbrauch tropischer, subtropischer und arktischer Wirtschaftserträge rinnt in eins zusammen.

Indes: in der Produktion eben dieses Wirtschaftslebens ergeben sich denn doch zwei unterschiedliche Gebiete: die Staaten der gemäßigten Zone und die subtropischen Länder. Das moderne Wirtschaftsleben, dessen Formen zunächst von der Alten Welt her eingeführt wurden, ist in den gemäßigten Breiten Europas erwachsen: kein Wunder, wenn es sich auch in Amerika in diesen Breiten besonders leicht und rasch entfaltete. Und so wurden unter dieser Einwirkung zunächst wenigstens und in erster Linie die alten mittleren Staaten und Neuengland wie die sich ihnen westwärts anschließenden Länder Träger der fortschreitenden Entwicklung, während der Süden zurückblieb.

Diese Erscheinung, wie sie sich schon in den späteren Jahren der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa zu akzentuieren begann, würde an sich schon zu Schwierigkeiten geführt haben. Unmittelbar gefährlich aber wurde sie sehr früh schon durch einen bereits längst vor ihr bestehenden wirtschaftlichen Gegensatz des Nordens und Südens vornehmlich der Oststaaten, der dem Norden freie Kultur freier Bauern und Grundsitzer, dem Süden Plantagenbau mit Sklavenarbeit zuwies — und durch die nochmalige Kumulation dieses Gegensatzes durch den zwischen zentralistischer und partikularistischer Staatsanschauung, wie er sich im Verlaufe schon der zwei ersten Generationen der Republik entwickelt hatte. Und man weiß, wie diese Gegensätze, von ihren ersten, primären Grundlagen aus stetig summiert und in sich nochmals gesteigert, in dem Bürgerkriege der sechziger Jahre zu blutigem Austrage geführt haben.

Sind sie aber mit dessen Ausgange verschwunden? Keineswegs! Sie wirken, wenn auch abgeschwächt, weiter, und sie haben, abgesehen von allen bedenklichen Möglichkeiten politischer Entwicklung, die in ihnen beschlossen liegen, zur Folge, daß der Süden nicht in dem Grade wie der Norden in kultureller

Entwicklung fortschreitet. Für den Norden aber, das darf man fast ohne jede Zurückhaltung äußern, gewährleistet die wirtschaftliche Zivilisation des freien Unternehmens allerdings die Einheit der kulturellen Entwicklung.

Ja noch mehr. Da von diesem Wirtschaftsleben, wie schon oben bemerkt, eine ganz bestimmte Summe intensiver wirtschaftlicher Reize ausgeht, die als wesentliche Grundlage der Entwicklung des modernen Seelenlebens angesehen werden müssen, und da diese Reize im allgemeinen überall da, wo ein Wirtschaftsleben der freien Unternehmung entsteht, verwandter Art sind: so ergibt sich, daß mit dieser Zivilisation zugleich die Voraussetzung einer Kulturentfaltung gewonnen wird, die in vielen und wesentlichen Punkten der Entwicklungshöhe jener alten europäischen Kulturen zuschreiten wird, deren Nationen in ein Wirtschaftsleben der Unternehmung eingetreten sind. Es ist ein Schluß, der auch für andere Länder zunehmend modernen Wirtschaftslebens, z. B. Japan, nach Maßgabe des Fortschrittes dieses Wirtschaftslebens zulässig ist: einheitliche Weltwirtschaft wird auch, bei allen nationalen und auch kulturellen Unterschieden im einzelnen, doch in sehr wesentlichen Punkten die Einheit einer Weltkultur herbeiführen.

Und in wie mannigfachen Anfängen ist doch diese neue Kultur eben in der Union bereits in ihrer Entwicklung begriffen! Läßt sich doch z. B. in der Ausbildung des amerikanischen Impressionismus schon eine Stufenfolge der Entfaltung unterscheiden: so steht beispielsweise in der Dichtung, dies Wort im weitesten Sinne gefaßt, Artemus Ward in Ohio dem Leben näher als John Phönix, und Nasby ihm wiederum näher als Artemus Ward; und die jüngeren Humoristen des Westens haben wiederum über Nasby hinausgehend nochmals Fortschritte gemacht.

Freilich: eine Übersicht über diese werdenden Dinge, in denen, wie in Europa, einem impressionistischen Naturalismus ein auf ihm aufgebauter impressionistischer Idealismus zu folgen bestimmt ist, scheint, soweit mir bekannt, nirgends eindringlich gegeben worden zu sein. Sie ist auch, wie die für

die Dichtung einschlägigen Kapitel der Wendellschen Literaturgeschichte und verwandte Arbeiten, z. B. die Schönbachs, zeigen, nicht leicht, zumal sie, wenn sie wissenschaftlich vollendet sein sollte, des Unterbaues einer sehr eingehenden politischen und Wirtschaftsgeschichte der jüngsten Vergangenheit der Union vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus bedürfen würde.

Ich muß mich an dieser Stelle auf zerstreute Beobachtungen beschränken, wobei ich so viel als möglich nur persönlichen Eindruck und persönliche Forschung sprechen lasse.

Zu den lehrreichsten Beobachtungen, die ein Fremder unmittelbar am amerikanischen Volksleben machen kann, gehören die, welche sich auf die Frage beziehen, inwiefern die Massen unmittelbar an der Entwicklung der neuen Kultur mitarbeiten und inwiefern in höheren Schichten erarbeitete Erscheinungen dieser Kultur auf die Massen einwirken. Das lohnendste Beobachtungsfeld in dieser Hinsicht ist meiner Erfahrung nach die Musik. Freilich fällt hier die Einwirkung der höheren Schichten fast noch ganz hinweg. Denn die amerikanische Kunstmusik auch der jüngsten Vergangenheit steht fast noch ganz unter dem Banne der Nachahmung Europas, mögen auch Mac Dowell und andere gelegentlich einmal amerikanisch zu komponieren versucht haben. Aber es ist doch bezeichnend, daß sie das können. Und sie können es, wenn sie sich einfachsten musikalischen Formen, insbesondere dem Liede nähern: denn in diesen hat das Volk, haben die Massen schon längst selbsttätig geschaffen. Entstanden ist auf diese Weise ein sehr eigenartiger Liedcharakter von besonderen Rhythmen und merkwürdiger Phraseologie. Und noch läßt sich deutlich ein dreifacher Ausgangspunkt für seine Schöpfung beobachten: aus den meist sentimentalen Liedern der Indianer, aus den puritanischen Psalmgesängen und aus dem Negerlied. Dabei ist es charakteristisch, daß der puritanische Bestandteil selbst da, wo er sich vorher schon in ein weltliches Farmerlied verwandelt hatte, weithin verloren gegangen ist; daß der indianische Anteil sich auch großenteils verflüchtigt: daß die optimistisch temperierte Negermusik, zumal bei dem ausgesprochenen

musikalischen Talente der Schwarzen und Farbigen, im ganzen obsiegt.

Freilich: neben all den alten Bestandteilen regt sich in dieser Musik doch vor allem auch ein neues, impressionistisches Element: und dies macht das Ganze des amerikanischen Liedes den modernen Kulturen überhaupt so heimlich und vertraut, daß gerade auf dem Gebiete der populären Musik die werdende amerikanische Kultur die ersten Erfolge einer Einwirkung auf die alten Kulturen Europas zu verzeichnen hat.

Natürlich ist aber diese musikalische Entwicklung auch nicht ohne poetische Folgen geblieben. Es wäre lehrreich, auf diesen Zusammenhang hin einmal den amerikanischen Gassenhauer (Rag-time) zu prüfen. Ich habe für Melodie und Text dieses Gassenhauers einiges, aber nur beispielsweise und, wie ich nun sehe, nicht zu weiterem Studium ausreichend gesammelt; bin aber bei mehreren amerikanischen Bibliotheksverwaltungen mit Erfolg für die Sammlung des einschlägigen Materials eingetreten, das man bisher nicht beachtet hatte.

Für die Charakteristik der Dichtung muß ich mich im wesentlichen auf Wendell verlassen; nur Walt Whitman habe ich eingehender selbst gelesen. Danach scheinen wirklich wichtige Vertreter einer Poesie der modernen Kultur in frühen Zeiten der Entwicklung dieser nicht aufgetreten zu sein. Natürlich wird jedem einigermaßen unterrichteten Fremden zunächst der Name von Walt Whitman (1819—1892) auf die Lippen kommen. Und gewiß sind Whitmans Gedichte, die seit 1855 unter dem Titel „Leaves of Grass" in immer stärkeren Auflagen erschienen sind, in ihrer ganzen Art stark impressionistisch, insbesondere insofern, als der Dichter, bei aller geschlossenen Tendenz der Gesamtauffassung, rein in der Wiedergabe des Tatsächlichen aufgeht. Und auch das Leben Whitmans verfloß in den entscheidenden Jahren in einer Umwelt, die einen primitiven Impressionismus, den Naturalismus der grundsätzlich alleinigen Tatsächlichkeit, erzeugen mußte: in Brooklyn und in den damals noch schrecklichen Ostgegenden New Yorks: mitten in der ekeln Hefe eines gärenden, rücksichtslos zer-

störenden und rücksichtslos aufbauenden kapitalistischen Unternehmertums. Allein es muß stutzig machen, daß Whitman Nachfolger nicht gefunden hat, und von mehr als einer amerikanischen Seite her habe ich gehört, sein Denken sei im Grunde unamerikanisch — freilich, ohne daß ich dabei in jedem Falle unterscheiden konnte, ob nicht vielmehr unyankeemäßig gemeint sei. Fest scheint zu stehen, daß seine Dichtung unter Fremden fast mehr Beachtung gefunden hat als in seinem Vaterlande, das er so über die Maßen geliebt und auch im Ruß seiner Schornsteine und im Schmutze seiner Gassen schön zu finden verstanden hat[1].

Scheint es schwer zu sein, zu sagen, wo die dichterischen Genies der jüngsten Vergangenheit stecken, bedürfte es zu einer erschöpfenden Antwort zugleich nicht bloß der Übersicht der angloamerikanischen, sondern der Übersicht mindestens auch der deutschen und skandinavischen, kurz der teutoamerikanischen Literaturen der Gegenwart überhaupt, so läßt sich der Eindruck, daß das Ganze in Fluß ist, ja daß man marschiert, für den Fremden wohl am ehesten aus der Formengeschichte der Dichtung gewinnen.

Auf diesem Gebiete steht zunächst eine eigentümliche Blüte mindestens des populären Liedes fest. Man sollte nicht verfehlen, es aufzusuchen: auf der Gasse, in der Einsamkeit der Prärie, im Variététheater namentlich des Westens, in Gegenden, da ein kleines Variété die einzige Form aller Kunstbetätigung ist: es lohnt reichlich der Mühe, denn was man findet, ist echt amerikanisch. Und wenn in ihm von Farmerliebe und vom Leben der Jagd, wenn von wilden Abenteuern der Prospektoren und Lumbermen gesungen wird, wenn auf dunkler Bühne zugleich die Szenerien der einzelnen Liedverse in schlichten Nebelbildern erscheinen, in denen die echt amerikanische Landschaft ihre erste der Absicht nach absolute künstlerische Auferstehung feiert: wenn Beifall ungeschlachter Kunstenthusiasten durch schmucklose Räume dröhnt: dann vergißt

[1] S. auch oben S. 30.

der, der zu hören vermag, wohl gern die europäischen Kunstgenüsse New Yorks und feiert den, der da kommen soll, den kunstgewandten Dichter amerikanischer Lieder der Zukunft.

Mit dem Lied aber scheinen mir die einheimischen Formen der gebundenen Dichtung einstweilen erschöpft. Denn das Drama steht noch aus. Es fehlt die nationale Form, es fehlt der sichere Boden gemeinsamer sittlicher Weltanschauung: Amerika hat noch nicht ein einziges Schauspiel oder auch nur eine Operette oder Posse von literarischer Bedeutung hervorgebracht. Und das bei einem Lebensinhalt, der das Drama geradezu herausfordert. Vorhanden ist einstweilen nur die äußere Form des Schauspiels: unzählige stage companies durchziehen das Land; kaum eine größere Stadt ist ohne Theater; und wer feiner hören will, der mag sich bei Aufführung europäischer Stücke, oder noch bequemer bei Aufführung amerikanischer Analogiestücke zu europäischen, die Anfänge eines künftigen amerikanischen Theaters heraushorchen [1].

Klarer als die poetischen sind die prosaischen Formen entwickelt. Unter ihnen vor allem die Short story. Sie ist ein altes Inventarstück der amerikanischen Dichtung; sie blühte schon von Irving bis Hawthorne; in jedem Hefte jeder literarischen Monthly fast kann man sie heute finden: aber ihre älteren großen Meister waren bisher doch wohl Nichtamerikaner: Maupassant und Rudyard Kipling.

Daneben steht als zweite amerikanische Form die kurze satirische, anekdotische, gelegentlich auch wohl lyrische Mitteilung. Sie ist ungemein verbreitet; jedes Zeitungsblatt fast enthält

[1] Ich habe zu diesem Thema in meinem ersten Tagebuche („Eindrücke“) u. a. über „Old Homestead“ (das ich am 13. Oktober 1904 in New York sah) notiert: „Das amerikanische Volksleben ist alt genug, um ein Drama der eigenen nächsten Vergangenheit zuzulassen. Daraus kann sich ein Volksstück entwickeln. In ‚Old Homestead‘ tritt es sentimental und humoristisch, wie bei Teutonen überhaupt, entgegen. Formen noch roh; einfachste Knalleffekte, die in Europa nur die Posse vertragen würde, schließen die Akte; der Stimmung wird in Höhepunkten melodramatisch nachgeholfen; Gesangseinlagen nur im losesten Zusammenhange mit dem Stoffe sind beliebt; der ‚big choir‘ der Gesangsposse färbt ab.“

davon; man darf sagen, daß gerade sie die amerikanische Journalistik als solche kennzeichnet.

Summiert man nun, so sieht man: in der Prosa zwei, in der Poesie eine rudimentäre Form wirklich einheimischer Dichtung. Das ist der Bestand. Aber er ist urwüchsig, kräftig. Wann werden sich aus ihm große Kunstwerke zusammenballen? Oder sind in Romanen schon wenigstens die prosaischen Formen genügend fortgebildet und ausgenützt? —

In der bildenden Kunst erscheint mir der Bestand reicher entwickelt. Vor allem in der Architektur. Denn hier kann keine Frage sein: es gibt schon einen amerikanischen Stil. Freilich einen Stil, der im Grunde nur auf zwei mehr äußerliche Momente architektonischer Entwicklung aufgebaut ist: auf neues Material und auf neue Bedürfnisse. Dementsprechend bleibt er der Hauptsache nach in der Entwicklung einer neuen Tektonik stecken; die Ornamentik nimmt er von anderswoher — aus dem romanischen Stile und aus neueren englischen Abwandlungen dieses Stiles, aus dem Nordischen, gelegentlich auch aus der Antike: man ist nicht wählerisch, wenn sich dabei auch schon gelegentlich ein Je ne sais quoi zeigt, das alle diese fremden Dinge durchzieht und leise à l'Américaine zu einem Ganzen verbindet.

In der Tektonik wirken von neuen Raumbedürfnissen insbesondere ein: die der öffentlichen Verkehrsräume, unter ihnen u. a. vornehmlich und von Europa abweichend die der Public Libraries, der sehr mannigfach gegliederten Kirchen und die von Räumen, welche aus der scharfen Trennung des privaten Lebens in Geschäfts- und Familienaufenthalt hervorgegangen sind: der Office-houses (Skyscrapers) und der Residences.

Bezeichnend ist dabei, daß für den Kunstbau von all diesen Raumbedürfnissen bei weitem am meisten die der Kirchen maßgebend gewesen sind. Das hat denn auch auf die ästhetische Auswahl des Materials eingewirkt. Die Entwicklung des Wirtschaftslebens der Unternehmung empfahl Glas und namentlich Eisen; die Steinbrüche eines jungfräulich unberührten Landes lieferten die herrlichsten Quadern fast jeder Größe,

jedes Kerns, jeder Farbe, jeder Härte: der Kunstbau hat doch vor allem die Quadern gewählt und zwar in dem Sinne, daß Umfang und Schönheit des Steines schon an sich wirken sollen.

Dies alles zusammengefaßt, und das Streben nach Wucht und „Imposanz“ — „Bedeutung“ würde zu wenig gesagt sein — an Elemente des romanischen Stiles namentlich der Auvergne angelehnt, ergibt die Bauweise Richardsons (1838 bis 1888), des genialen Schöpfers der Trinity Church in Boston, des Grafschaftspalasts in Pittsburg, der zu den Gebäuden der abgewogensten Imposanz auf dem Boden der Union gehört, ferner großer Teile des Kapitols des New Yorker Staates in Albany, der Stadthalle in Albany, einzelner sehr reizvoller Universitätsbauten in Harvard und namentlich Yale, der Handelskammer in Cincinnati und anderer Gebäude mehr. Heute kann man schon sagen, daß Richardson das architektonische Stilgefühl seiner Landsleute überhaupt entbunden hat: tausend und abertausend Gebäude nach seiner Art sind entstanden zu öffentlichen wie zu privaten Zwecken; und schon lassen sich die Exzesse seiner Art z. B. an den an sich glänzenden Reihen der Residenzbauten in Chicago in üppigster Blüte, bis zu Verfallserscheinungen hin, verfolgen.

Und sollte nicht der amerikanische Stil Richardsons auch auf Europa schon einen starken Einfluß geübt haben? Es wäre doch wohl der Frage wert, wer in gewissen Bauformen, die der Kontinent heute von England bezieht, der Geber und wer der Nehmer war, die Union oder England.

Weitaus wichtiger, als die Entwicklung der Baukunst und auch die entwicklungsgeschichtlich weniger bedeutende der Plastik, ist für die Durchbildung der neuen amerikanischen Kultur natürlich die Geschichte der Malerei: denn die Malerei ist seit spätestens dem 17. Jahrhundert die Seele der bildenden Künste. Und hier erscheint denn der Fortschritt nicht gleich sicher und rasch.

Freilich: nur mit äußerster Zurückhaltung wage ich auf diesem Gebiete ein allgemeineres Urteil. Ich habe mich viel

zu sehen bemüht und viel notiert. Dennoch scheint das Material, das ich zur Verfügung habe, zu gering zu sein; es „geht nicht zusammen“. Oder sollte der Grund hierfür darin liegen, daß die Entwicklung in den einzelnen Gegenden, über die ich Notate habe, sehr verschiedenartig und sehr verschieden rasch verlaufen ist? Ich suche dem Mangel abzuhelfen, indem ich nach kurzer Übersicht über den äußeren Verlauf den Bestand skizziere, wie er sich im Jahre 1904 auf der aus der Union gut beschickten Kunstausstellung der Louisiana Purchase Exposition darbot: für eine volle Übersicht auf dieser Grundlage kann ich Gewähr leisten. —

Im allgemeinen erscheint die Entwicklung der Malerei der neuen amerikanischen Kultur noch immer stark in die europäische eingebettet. Zunächst ist die Technik noch so gut wie ganz europäisch und beruht vornehmlich auf Pariser Schulung. Wie aber soll es nun möglich sein, vor allem der Landschaft, in deren Wiedergabe sich heute ein ganz wesentlicher Teil des Fortschrittes in der Malerei überhaupt vollzieht, in Amerika mit europäischer Technik gerecht zu werden? Natürlich: man kann von den direkten Malrezepten europäischen Ursprunges, wie sie aus europäischen Licht- und Farbenverhältnissen hervorgegangen sind, absehen. Allein die feine Schulung des Auges nur oder wenigstens anfangs und vornehmlich nur in amerikanischen Werten, welche für eine moderner Auffassung genügende Wiedergabe der amerikanischen Landschaft erforderlich ist, ist für den, der zunächst europäische Technik kennen gelernt und sich in ihr gleichsam künstlerisch angebaut hat, so gut wie unwiederbringlich dahin. Die Tatsache, daß die amerikanischen Maler der Regel nach noch immer ihre Schulung in Europa suchen statt sich durchaus auf eigene Füße zu stellen, beweist mithin, daß eine vollkommene, für eine höhere Kultur unbedingt erforderliche Entwicklungsautonomie des künstlerischen Auges noch nicht erreicht ist.

Innerhalb dieser Grenze ihrer Leistungsfähigkeit hat nun die neuere amerikanische Malerei wesentlich zwei Perioden durchlaufen, indem zunächst Technik und zum großen Teile

auch Sehweise der Schule von Fontainebleau und der gleichstehenden deutschen Meister, dann aber Technik und Sehweise der jüngeren französischen Impressionisten seit Manet und Monet aufgenommen wurden. Daneben hat in der zweiten Periode auch der Einfluß Whistlers, dieser merkwürdigen singulären Künstlergestalt, gewirkt. Äußerlich zutage trat das vor allem in dem Gange des Kunstlebens von New York, das bis in die neuere Zeit hinein die schon früher besessene Führung des Landes aufrecht zu erhalten gewußt hat, obgleich man inzwischen auch in Boston für neuere Kunst stark empfänglich geworden ist, obgleich in Philadelphia die 1805 begründete Academy of the fine Arts noch fortwährt und obwohl sich im mittleren Westen schon in Cincinnati, St. Louis und Chicago gewisse Stätten wenigstens des Kunsthandels entwickelt haben. Die Einflüsse der Schule von Fontainebleau verkörperten sich in New York im Jahre 1877 in der Gründung einer neuen Künstlergenossenschaft, die 1878 den Namen einer Society of American Artists annahm. Sie besteht noch; ihr gehören Namen wie Gaudens, Eaton, Warner, Gifford, Tiffany, Wyant, Inneß an. Der jüngere Impressionismus begann sich 1890 zu konsolidieren, stellte zuerst in den Räumen der Society aus, hat sich dann aber zusammen mit der Architectural League of New York und der Art Students League Mitte der neunziger Jahre zu der American Fine Arts Society zusammengetan und ein eigenes Gebäude errichtet.

Dieser äußeren Entwicklung entspricht auch die innere Durchbildung der New Yorker Kunst: noch ungemein viel Europäisches. Aber sollte bei der starken Bedeutung des Landschaftlichen in der Malerei die Wiege einer spezifisch amerikanischen Kunst nicht überhaupt, Europa ferner, in Gegenden stehen, die nicht mehr den Dunstkreis New Yorks haben, wie er sich Europa in gewissen Werten von Licht und Farbe annähert, sondern über denen sich vielmehr der reinere Himmel des Mississippitals oder gar die trockene Atmosphäre des äußersten Westens wölbt? Wie dem auch sein mag: seit den achtziger Jahren hat allmählich eine Dezentralisation der Malkunst in

dem Sinne begonnen, daß jetzt viele Hunderte von Malern wenn auch noch von direkt oder indirekt europäischer, und das will sagen fast durchweg Pariser Schulung an den mannigfaltigsten Stellen und in den verschiedensten Städten der Union wirken: zweifelsohne ein wichtiger Fortschritt. Und dieses neue Moment kam in den Ausstellungen von Chicago 1893, Buffalo 1901 und St. Louis 1904 in steigender Deutlichkeit zum Vorschein.

Wie diese jüngste Entwicklung zusammen mit der älteren in der Ausstellung von St. Louis als Ganzes wirkte und inwieweit insbesondere dabei schon spezifisch Amerikanisches hervortrat, das mag den folgenden summarischen Notizen entnommen werden.

Zunächst fiel in St. Louis im allgemeinen eine gewisse Begrenztheit in der Farbe auf; man schien mehr als früher Schreiendes und Buntes zu vermeiden. Dementsprechend nahmen die Griffelkünste einen verhältnismäßig sehr breiten Platz ein. Dem Inhalte nach fehlte aus begreiflichen Gründen fast ganz das Repräsentationsbild, auch Militär- und Historienbilder waren wenig vertreten. Nicht minder waren Sittenbilder selten zu sehen, und so gut wie ganz wurde die pessimistische Abart vermißt, die uns in Europa der naturalistische Impressionismus so reichlich beschert hat. Dagegen fand sich der Humor niedrigen Daseins einige Male köstlich verewigt. Hing es damit zusammen, daß auch Großstadtbilder verhältnismäßig selten waren? Fast nur das Stadtbild als solches scheint den amerikanischen Maler, dies aber auch, soweit das Verständnis namentlich der besonderen Atmosphäre in Betracht kommt, in hohem Grade zu fesseln. Faßt man die Frage des bildlichen Inhaltes tiefer, so war der Mangel an idealistischer und symbolistischer Kunst kennzeichnend: auf diese den europäischen Teutonen wenigstens des Kontinents so teuren Gebiete war fast gar nicht Rücksicht genommen. Nicht minder aber fehlte das Sexuell-Lüsterne der französischen Kunst, wie es bekanntlich auch der amerikanischen Literatur fast gänzlich fremd ist: ein sehr bemerkenswerter Zug: die Frau spielte ihre Haupt-

rolle erst im Bildnis. Auf der anderen Seite zeigte sich gegenüber europäischer Malerei wiederum ein Überschuß: wo würden bei uns Anatomieszenen, wo Bilder nackter Sportsmänner überhaupt oder gar reichlich vertreten sein? Daß Kinderszenen aber hervorstachen, wie denn auch Kinderporträts zahlreich waren, ist ein Zug, den die amerikanische Kunst wenigstens mit der englischen teilt. Eine Besonderheit endlich, die schon zum Formalen hinüberführt, waren die überaus zahlreichen Miniaturen auf Elfenbein: eine prekäre Kunst für Millionäre, delikat, und insofern schon in Verfall befindlich, als wegen zu großer Nachfrage auch minder begabte Künstler beschäftigt erschienen.

Faßte man das Wie der Malerei ins Auge, so stand das Porträt ganz im Vordergrund der Entwicklung: hier leuchtete alte Tradition auf neben zweifellos starker nationaler Begabung. Wie selten war dabei ein Bildnis auf den bloßen Effekt gemalt! Und wie schlagend stets das Äußere wiedergegeben! Dabei fehlte bei wenigen Porträts das spezifisch Nationale des Typs: hier, im Moment der Ruhe, das Überlegsame, Tiefe: und in diesem Zuge die Verheißung einer einst noch mächtigeren, vollständigeren großen nationalen Kunst. In der Bildnistechnik dagegen herrschte gegenüber dieser großen Einheit der psychologischen Auffassung ein buntes Chaos: alte, hart zeichnende Art, weiche alte Manier, grober und feiner Impressionismus des willkürlich geführten Pinsels, Pointillage, neues zeichendes Verfahren im Sinne einer ornamentalen Behandlung des Lichtes, das alles und noch mehr wogte wirr durcheinander. Sollte aber eine starke nationale Kunst nicht auch klare, wenngleich vielleicht divergente technische Ziele haben?

Am lehrreichsten war schließlich die Landschaft. Im landschaftlichen Geschmacke waren noch vielfache Zugeständnisse an das Auffallende, Sonderbare, angeblich Kuriose in der Natur zu sehen: an das, was der Durchschnittsreisende photographiert haben will. Daneben allerlei entsprechendes Staffagenwerk: Indianerleben, Indianerkrieg. Und tausend tiefe Werte der

amerikanischen Landschaft, das Lichtvolle der Prärie, das Überklare der großen Zentralbecken der Rocky Mountains, das Träumerische der Sumpflandschaften, die, dem Europäer wegen Bodenmelioration fast unbekannt, in Amerika in zahlreichen und reizvollen Ausbildungen fesseln: sie fehlten. Dennoch erschien mir, nach Durchsicht so mancher kleinerer, früherer Zeit angehöriger Galerien, der Fortschritt dem Inhalte dieser gegenüber erstaunlich. Da gab es Marinen, die die stille Wucht des pacifischen Meeres schilderten, und Marinen in den schneeigen grünen Wogen und den grauen stillen Flächen des Atlantischen Ozeans; und für den heimatlichen Kontinent war man weit über die alten Bilder der Mittelgebirge des Ostens und der vorgelagerten Ebenen wie die üblichen Darstellungen des Indian Summer hinausgekommen. Wie schön konnten die grünen Schleier der Niagarafälle, wie wahr das Irisieren mancher Flüsse der westlichen Rockies, wie packend das parkartige Hinabsteigen der Eichen an kalifornischen Felshängen geschildert sein. Kein Zweifel: die landschaftliche Welt fast der ganzen Union ist von dieser Kunst entdeckt, wenn auch noch nicht bezwungen.

Was aber zur innersten Herrschaft an erster Stelle fehlt, braucht wohl kaum noch einmal gesagt zu werden: eine nationale Technik, und das heißt im tiefsten Grunde: ein nichts als nationales Auge.

Kann aber verkannt werden, daß gleichwohl auf dem ganzen Gebiete der Malerei doch der Weg zu neuen, unbekannten Höhen einer selbständigen Kultur eingeschlagen erscheint? Und daß dies auch für die bildende Kunst, ja für die gesamte Phantasietätigkeit einschließlich der Dichtung überhaupt gilt? Mit der Entwicklung einer neuen, ureigenen Phantasietätigkeit pflegen aber ganz allgemein neue Zeitalter einer autonomen Kultur menschlicher Gemeinschaften zu beginnen.

Und so ist es denn nicht anders: alle Einzelzeichen weisen darauf hin, daß wir eben jetzt in den weiten Gebieten des Volkes der Union am Vorabend einer eigenen Kulturbildung

stehen: der ersten, die dem amerikanischen Boden, soweit er altes europäisches Koloniallland bedeutet, allein angehören wird: und daß sich in dieser Bildung die Umgestaltung der etwa siebzig Millionen europäischer Siedler und Siedlerkinder und -enkel zu einer neuen wahrhaften Nation vollziehen wird.

* * *

Die soeben vorgetragenen Bemerkungen erschöpfen bei weitem nicht das Thema, von dem die Rede sein sollte. Sie mögen auch in dieser und jener Einzelheit unrichtig sein: obwohl amerikanische Historiker, denen ich sie zur Prüfung des Tatsachenmaterials vorgelegt habe, sie richtig befunden haben. Wie dem aber auch sei: sicherlich betreffen sie Dinge, die heute für jeden Amerikaner und alle, die an den Vereinigten Staaten aus irgendeinem Grunde Anteil nehmen, von Wichtigkeit sind.

Darüber ist man sich einig: das Volk der Vereinigten Staaten steht in dem Momente seiner Geschichte, in welchem aus einem Völkergemisch eine Nation hervorgehen soll. Eine große Nation aber ist nicht denkbar ohne eine große Kultur: erst in der Entfaltung eigener Anschauungen über das, was groß und gut, was ein Ideal ist, und erst in der Schaffung von Werten besonderer Schönheit und originalen Empfindens gewinnt sie ihre Seele. Zivilisation genügt zu diesem Ende nicht. Äußere Zivilisation schafft nur die Mittel künftiger Kultur: das Skelett gleichsam und das Muskelwerk eines Volkes. Und auch politische Zivilisation gibt nicht mehr als die Organisationskräfte gleichsam und die bewegende Macht für diesen physikalischen Körper. Es fehlt die fine fleur aller Entwicklung, es fehlen die übertragbaren, die ewigen Werte. Diese letzte Weihe erteilt nur die Kultur: und Kultur erst heißt darum Selbständigkeit und Eigenart.

Diese Weihe, diese Bestimmung zu Höchstem ist es, die jeder Freund amerikanischen Wesens Land und Leuten wünschen muß. Und jeder Hinweis auf solche Momente, in denen sie noch fehlt, darf, wenn von befreundeter Seite stammend, nur

in dem Sinne eines Wunsches aufgefaßt werden, daß diese Weihe bald, recht bald erreicht sein möge.

Welch ein ungeheuerer geschichtlicher Prozeß doch, dem wir da beizuwohnen gewürdigt werden, die Bildung einer Nation von bald achtzig Millionen! Es ist das tiefe Pathos dieses Vorganges, das jeden in den Vereinigten Staaten reisenden Historiker immer und immer wieder erfüllen wird — das ihm eine solche Reise in seiner beruflichen Durchbildung zur Epoche machen kann. Und zu denken, daß dieser Prozeß, einer der elementarsten und bisher fast stets unbewußtesten der Geschichte, diesmal bewußt von menschlicher Einsicht und Kraft beeinflußt werden könnte! Welch stolzes Gefühl, hier im höchsten Sinne einmal nationale Kulturpolitik treiben zu können — welche Aufgabe für einen Präsidenten der Republik!

Aber höchste Ziele erfordern feinste Mittel. Eine solche Kulturpolitik kann nicht getrieben werden ohne die genaueste Einsicht in das, was bisher auf amerikanischem Boden erreicht worden ist, und das, was über ihn hin gestern und heute in Millionen wechselndster Erscheinungen braut und brodelt. Da mag denn, wenigstens zum Teil, der Historiker zu Hilfe kommen: und die amerikanische Geschichtsforschung mag auf diesem Wege ihre schwierigsten und zugleich erhabensten Aufgaben finden.

Die Probleme, die sich hier aufdrängen, sind zahllos; schon manchmal ist von ihnen bisher im Vorbeigehen die Rede gewesen; aber aller Anstrengung, so scheint es dem Fremden, wird es bedürfen, um sie als ein Ganzes richtig zu formulieren und praktisch zu lösen. Da tritt die Frage auf, wie jeder der Bestandteile der fremden, vornehmlich europäischen Nationen, die an der Besiedlung beteiligt waren und beteiligt sind, sich durch die Einwirkungen des neuen Raumes und die typischen Bedingungen jedes kolonialen Lebens physisch und vor allem psychisch verändert habe: eine Frage, deren Lösung ein allgemeines historisch-geographisches Studium überhaupt sowie Kenntnis der allgemeinen Erscheinungen menschlicher Kolonisation und Kultivation auch in anderen Räumen voraussetzt und sich in tausend und abertausend Unterprobleme zersplittert. Da

wird weiter zu untersuchen sein, wie sich die so in Wandlung begriffenen fremdnationalen Bestandteile des neuen Volkes zueinander gestellt, wie sie sich abgestoßen und angezogen, beeinflußt und gemieden haben — und wie sie weiter von dem Ganzen des neuen geschichtlichen Lebens der Union erfaßt worden sind. Und hinter alledem wäre der einheitliche Zug der gesamten Entwicklung als eines sich bildenden Kosmos zu erahnden: die Morgenluft des kommenden Tages der Nation zu erwittern — und der Glanz dieses Tages vorzubereiten und zu verkünden mit allen Ausdrucksmitteln einer intuitiven Forschung. Wahrlich: wo hat eine Geschichtsforschung je wichtigere Aufgaben gehabt? Und die Mittel zu ihrer Lösung fehlen nicht. Denn mit der Selbstbewußtheit und Selbstbeobachtungsgabe aller kolonialen Zivilisationen hat auch die amerikanische Zivilisation ständig, von Tag zu Tag, ihre eigene Geschichte geschrieben in Tausenden von Quellen, vom Programm und von der Zeitungsnummer angefangen bis hinauf zu den vielbändigen Sammlungen der legislativen Akte von Einzelstaaten und Government. Und für den Fremden ist nur zu bedauern, daß er, eben wegen dieser Reichhaltigkeit der Quellen, an der Bearbeitung auch für ihn so lehrreicher und wichtiger Vorgänge nur mit Mühe, wenn überhaupt teilnehmen kann.

Doch ich rede vom Fach und darum vornehmlich zu Fachgenossen; und doch wünschte ich diesen bescheidenen Zeilen viele Leser auch außerhalb dieser Kreise. Darf ich sie erwarten?

In jedem Falle möchte ich meine Darlegungen nicht schließen ohne ein kurzes Wort an die Deutschamerikaner, die alten Landsleute. Ein Teil von ihnen hat es übel vermerkt, daß ich in meinen Aphorismen[1] dem Deutschamerikaner politische Fähigkeit, d. h. die Fähigkeit, sich unter den in der Union bestehenden Verhältnissen politisch zur Geltung zu bringen, abgesprochen habe. Und man hat geglaubt, mich mit Behauptungen widerlegen zu können, wie der, daß das Treffen

[1] S. oben S. 25 ff.

von Oriskany der erste epochemachende Erfolg der amerikanischen Waffen im Revolutionskriege gewesen sei, oder der, daß nur die deutsche Stimmabgabe die drohende Gefahr der Inflationsbewegung oder der Bryantschen Politik der unbeschränkten Prägung unterwertigen Silbergeldes verhindert habe. — Aber wem meint man denn solche Behauptungen plausibel machen zu können? Zeugen sie nicht von einem Mangel an Selbsterkenntnis, der, wenn nicht behoben, jede schöpferische Leistung ausschließen muß? Und selbst eine so maßlos übertriebene Behauptung wie die über das Treffen von Oriskany zugegeben: warum verstummt man denn, wenn man von politischen oder militärischen Großtaten zwischen Oriskany und den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts reden soll? Nein: der politische Einfluß der Deutschen hat während mehr als eines Jahrhunderts der Republik ihrer Anzahl und ihrer Bildung mitnichten entsprochen und entspricht ihnen auch heute noch nicht. Soll aber dem Historiker ein Urteil nur über die Gegenwart allein gestattet sein — er wird immer Bedenken tragen, es zu äußern, denn er kennt zu gut seinen begrenzten Wert —, so darf gewiß und von einem Deutschen mit besonders hoher Freude anerkannt werden, daß eben die letzten Jahre in der soeben besprochenen Frage eine Wendung zum Besseren gebracht haben. Seit 1870 ist das Mutterland politisch mündig geworden, und seitdem äußern sich fortwährend und namentlich während der letzten Jahrzehnte besonders fortwirkend politische Einflüsse dieser Wandlung langsam, aber mit magischer Kraft auch bei dem deutschen Blute jenseits des Weltmeers.

Aber: mit Stolz mag es der Deutsche aussprechen: ein noch weit wichtigerer Beruf, eine wahrhaft weltgeschichtliche Aufgabe winkt den Deutschamerikanern eben in der Bildung der großen amerikanischen Nation, deren Verlauf wir erleben. Diese Nation, daran ist kein Zweifel, wird eine teutonische sein: und das gibt den Engländern, Skandinaviern und Deutschen gegenüber der sonstigen Bevölkerung der Union einen entschiedenen Vorsprung für ihren Beitrag zu dieser neuen Bildung. Nur darf man nicht erwarten, daß in deren Verlauf die eigene

konkrete Nationalität mit all ihren Einzelheiten könne erhalten bleiben. Die Angloamerikaner wähnen das noch vielfach: welch kurzsichtiger Irrtum! Auch sie sind schon jetzt nicht mehr Engländer und werden es nach Verlauf einiger Generationen erst recht nicht mehr sein: sie werden aufgehen in das große teutonische Ganze. Nicht minder die Deutschen. Aber nicht darauf kommt es an, die eigene Nationalität schroff zu bewahren, sondern sie als ein wucherndes, möglichst mächtiges Heiratsgut einzubringen in den Prozeß der nationalen Vermählung.

Und hier liegt die Chance, das, was der Grieche καιρός genannt hat, hier eben naht der wichtigste Aktionsmoment der Deutschen. Die neue Nation wird ohne Kultur nicht sein; ja wir sehen: gerade in der Schöpfung einer Eigenkultur erst wird sie zu Höchstem geboren werden. An diesem Schöpfungsakte als eines der wichtigsten aller Elemente teilzunehmen: das eben ist recht eigentlich die deutsche Aufgabe. Denn stark sind die Elemente der Kultur, die gerade Deutsche nach Amerika gebracht haben und in Amerika vertreten; stark ist auch auf diesem Gebiete der Zusammenhang mit der alten Heimat — so stark, daß er längst über die Deutschamerikaner hinaus auf die ganze amerikanische Welt hinübergewirkt hat und noch hinüberflutet. Das ist, mit Stolz darf ein Deutscher es sagen, eine Position fast ohnegleichen: nicht einmal die Angloamerikaner sind auf diesem Gebiete in jeder Beziehung von Glück und Verdienst gleich begünstigt.

Und sie nun gilt es, in vollster Loyalität gegen die neue Heimat, ja zu deren ausschließlichem und höchstem Vorteil, zu nutzen. Was die Eigenart des Deutschen ausmacht in Sitte und Recht, in Kunst und Wissenschaft, in Weltanschauung und sittlichen Idealen, was seine Art zu sein und zu schaffen in der Welt der Geschichte zu einer berechtigten macht, weil zu einer originalen: das alles in stärkster Ausstattung und in höchstem Maße sollen die Deutschen der Neuen Welt der neuen teutonischen Nation dieser Welt im vollen Ausleben ihres Wesens vermitteln!

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft
Gotha.

Allgemeine Staatengeschichte.

Herausgegeben von **Dr. ph. LL. D. K. Lamprecht,**
Professor der Geschichte an der Universität Leipzig.

Die **Allgemeine Staatengeschichte,** als „Geschichte der europäischen Staaten“ von Heeren und Ukert begründet, fortgesetzt von Giesebrecht und Lamprecht, zerfällt seit einigen Jahren in drei Abteilungen:

I. Die Geschichte der europäischen Staaten;
II. Die Geschichte der außereuropäischen Staaten;
III. Die deutschen Landesgeschichten.

Die beiden ersten Abteilungen stehen unter der Redaktion von Professor Karl Lamprecht, die dritte unter der von Dr. Armin Tille in Leipzig.

I. Geschichte der europäischen Staaten.

Bisher erschienen:

Baiern. Von **Sigmund Riezler.** (20. Werk.) 6 Bände . . ℳ 87.—
1. Bd. (Bis 1180.) 1878. ℳ 15.—. 4. Bd. (Bis 1597.) 1899. ℳ 15.—.
2. Bd. (Bis 1347.) 1880. ℳ 10.—. 5. Bd. (Bis 1651.) 1903. ℳ 16.—.
3. Bd. (Bis 1508.) 1889. ℳ 19.—. 6. Bd. (Bis 1651.) 1903. ℳ 12.—.

Belgien. Von **Henri Pirenne.** (30. Werk.) 2 Bände . . . ℳ 26.—
1. Bd. (Bis 1319.) 1899. ℳ 10.—. 2. Bd. (Bis 1477.) 1902. ℳ 16.—.

Böhmen. Von **Adolf Bachmann.** (31. Werk.) 2 Bände . . ℳ 32.—
1. Bd. (Bis 1400.) 1899. ℳ 16.—. 2. Bd. (Bis 1526.) 1905. ℳ 16.—.

Dänemark. Von **F. C. Dahlmann** (Bd. 1—3) und **Dietrich Schäfer** (Bd. 4 und 5). (13. Werk.) 5 Bände . . . . . ℳ 48.50
1. Bd. (Bis 1360.) 1840. ℳ 7.—. 4. Bd. (Bis 1559.) 1893. ℳ 11.—.
2. Bd. (Bis 1397.) 1841. ℳ 6.—. 5. Bd. (Bis 1648.) 1902. ℳ 18.—.
3. Bd. (Bis 1523.) 1843. ℳ 6.50.

Deutschland. Von **J. C. v. Pfister** (Bd. 1—5) und **Friedrich Bülau** (Bd. 6). (1. Werk.) 6 Bände . . . . ℳ 54.—
1. Bd. (Bis 911.) 1829. ℳ 9.—. 4. Bd. (Bis 1648.) 1833. ℳ 9.—.
2. Bd. (Bis 1273.) 1829. ℳ 9.—. 5. Bd. (Bis 1806.) 1835. ℳ 10.—.
3. Bd. (Bis 1519.) 1831. ℳ 9.—. 6. Bd. (Bis 1830.) 1842. ℳ 8.—.

Deutschland. Von **Felix Dahn** (Bd. 1) und **Alfred Dove** (Bd. 6). (24. Werk) . . . . ℳ 36.—
1. Bd., 1. Hälfte. (Bis 476.) 1883. ℳ 11.—.
1. Bd., 2. Hälfte. (Bis 814.) 1888. ℳ 14.—.
Register. ℳ 4.—.
6. Bd., 1. Hälfte. (1740 bis 1745.) 1883. ℳ 7.—.

England. Von **J. M. Lappenberg** (Bd. 1—2), **Reinhold Pauli** (Bd. 3—5) und **Moritz Brosch** (Bd. 6—10). (9. Werk.) 10 Bände und Register . . . . ℳ 105.70

1. Bd. (Bis 1066) 1834. ℳ 10.—. 6. Bd (Bis 1603.) 1890. ℳ 13.—.
2. Bd. (Bis 1154.) 1837. ℳ 6.50. 7. Bd. (Bis 1688.) 1892. ℳ 10.—.
3. Bd. (Bis 1272.) 1853. ℳ 12.—. 8. Bd (Bis 1783.) 1893. ℳ 10.—.
4. Bd. (Bis 1399.) 1855. ℳ 9.60. 9. Bd. (Bis 1815.) 1895. ℳ 10.—.
5. Bd. (Bis 1509.) 1858. ℳ 9.60. 10. Bd. (Bis 1850.) 1897. ℳ 11.—.
Register zu Bd. 6—10. 1898. ℳ 4.—.

Finnland. Von **M. G. Schybergson.** (Bis 1894.) (28. Werk.) 1896 ℳ 12.—

Frankreich. Von **Ernst Alexander Schmidt.** (12. Werk.) 4 Bände ℳ 38.80

1. Bd. (Bis 1328.) 1835. ℳ 9.—. 3. Bd. (Bis 1643.) 1846. ℳ 8.—.
2. Bd. (Bis 1559.) 1840. ℳ 9.—. 4. Bd. (Bis 1774.) 1848. ℳ 12.80.

Von **Wilhelm Wachsmuth.** (14. Werk.) 4 Teile . ℳ 39.50

1. Teil. (Von 1774 bis 1792.) 1840. ℳ 8.50.
2. Teil. (Bis 1798.) 1842. ℳ 9.50.
3. Teil. (Bis 1811.) 1843. ℳ 9.50.
4. Teil. (Bis 1830.) 1844. ℳ 12.—.

Von **Karl Hillebrand.** (19. Werk.) 2 Teile u. Register ℳ 28.60

1. Teil (Von 1830 bis 1837.) 2. Auflage 1881. ℳ 15.—.
2. Teil. (Bis 1848.) 2. Auflage 1882. ℳ 12.—.
Register. 1898. ℳ 1.60.

Griechenland. Von **Gustav Friedrich Hertzberg.** (17. Werk.) 4 Teile und Register . . . . ℳ 47.—

1. Teil. (Von 395–1204.) 1876. ℳ 8.40. 3. Teil. (Bis 1821.) 1878. ℳ 9.60.
2. Teil. (Bis 1470.) 1877. ℳ 12.—. 4. Teil. (Bis 1878.) 1879. ℳ 14.—.
Register. ℳ 3.—.

Italien. Von **Heinrich Leo.** (2. Werk.) 5 Teile . . . . . ℳ 38.—

1. Teil. (Von 568 bis 1125.) 1829. ℳ 6.—.
2. Teil. (Bis 1268.) 1829. ℳ 6.—.
3. Teil. (Bis 1492.) 1829. ℳ 8.—.
4. Teil. (Bis 1492.) 1830. ℳ 8.—.
5. Teil. (Bis 1830.) 1832. ℳ 10.—.

Italien im Mittelalter. Von **L. M. Hartmann.** (32. Werk.) 2 Bände . . . . ℳ 31.50

1. Bd. (Von 476 bis ca. 568.) 1897. ℳ 12.50.
2. Bd., 1. Hälfte. (Bis ca. 680.) 1900. ℳ 9 —.
2. Bd., 2. Hälfte. (Bis 800.) 1903. ℳ 10.—.

Kirchenstaat. Von **Moritz Brosch.** (21. Werk.) 2 Bände u. Register ℳ 17.40

1. Bd. (16. und 17. Jahrhundert.) 1880. ℳ 8.40.
2. Bd. (Von 1700 bis 1870.) 1882. ℳ 8.40.
Register. ℳ —.60.

Niederlande. Von **K. Th. Wenzelburger.** (6. Werk.) 2 Bände ℳ 33.—

1. Bd. (Bis 1556.) 1879. ℳ 15.—. 2. Bd. (Bis 1648.) 1886. ℳ 18.—.

Niederlande. Von **P. J. Blok.** (33. Werk.) 2 Bände . . ℳ 30.—

1. Bd. (Bis 1300.) 1902. ℳ 12.—. 2. Bd. (Bis 1559.) 1905. ℳ 18.—.

Osmanisches Reich. Von **Johann Wilhelm Zinkeisen.** (15. Werk.) 7 Teile . . . . ℳ 83.40

1. Teil. (Bis 1453.) 1840. ℳ 11.50. 5. Teil. (Bis 1774.) 1857. ℳ 12.—.
2. Teil. (Bis 1574.) 1854. ℳ 11.70. 6. Teil. (Bis 1802.) 1859. ℳ 12.—.
3. Teil. (Bis 1623.) 1855. ℳ 11.20. 7. Teil. (Bis 1812.) 1863. ℳ 13.—.
4. Teil. (Bis 1669.) 1856. ℳ 12.—.

Österreich. Von **Johann Grafen Mailáth.** (10. Werk.) 5 Bände ℳ 36.—

1. Bd. (Von 1218 bis 1526.) 1834. ℳ 6.—.
2. Bd. (Bis 1619.) 1837. ℳ 5.50.
3. Bd. (Bis 1648.) 1842. ℳ 7.50.
4. Bd. (Bis 1740.) 1848 ℳ 9.40.
5. Bd. (Bis 1849.) 1850. ℳ 7.60.

Österreich. Von **Alfons Huber.** (25. Werk.) 5 Bände . . . ℳ 55.—

1. Bd. (Bis 1279.) 1885. ℳ 11.—.
2. Bd. (Bis 1437.) 1885. ℳ 10.—.
3. Bd. (Bis 1527.) 1888. ℳ 11.—.
4. Bd. (Bis 1609.) 1892. ℳ 11.—.
5. Bd. (Bis 1648.) 1896. ℳ 12.—.

Polen. Von **Richard Roepell** (Teil 1) und **Jacob Caro** (Teil 2—5). (16. Werk.) 5 Teile . . . . ℳ 48.—

1. Teil. (Von 850 bis 1300.) 1840. ℳ 10.—. (Fehlt.)
2. Teil. (Bis 1386.) 1863. ℳ 9.—.
3. Teil. (Bis 1430.) 1869. ℳ 9.—.
4. Teil. (Bis 1455.) 1875. ℳ 10.—.
5. Teil, 1. Hälfte. (Bis 1480.) 1886. ℳ 10.—.
5. Teil, 2. Hälfte. (Bis 1506.) 1888. ℳ 10.—.

Portugal. Von **Heinrich Schäfer.** (11. Werk.) 5 Bände . . ℳ 42.—

1. Bd. (Bis 1383.) 1836. ℳ 6.50.
2. Bd. (Bis 1495.) 1839. ℳ 8.50.
3. Bd. (Bis 1580.) 1850. ℳ 8.—.
4. Bd. (Bis 1667.) 1852. ℳ 9.—.
5. Bd. (Bis 1820.) 1854. ℳ 10.—.

Preußen. Von **Gustav Adolf Harald Stenzel.** (3. Werk.) 5 Teile ℳ 34.80

1. Teil. (Bis 1640.) 1830. ℳ 7.50.
2. Teil. (Bis 1688.) 1837. ℳ 7.—.
3. Teil. (Bis 1739.) 1841. ℳ 9.—.
4. Teil. (Bis 1756.) 1851. ℳ 5.70.
5. Teil. (Bis 1763.) 1854. ℳ 5.60.

Preußen. Von **E. Reimann.** (22. Werk.) 2 Bände . . . . ℳ 23.—

1. Bd. (Von 1763 bis 1772.) 1882. ℳ 10.—.
2. Bd. (Bis 1786.) 1888. ℳ 13.—.

Rumänien. Von **N. Jorga.** (34. Werk.) 2 Bände . . . ℳ 20.—

1. Bd. (Bis ca. 1550.) 1905.
2. Bd. (Bis 1905.) 1905.

Rußland. Von **Philipp Strahl** (Bd. 1—2) und **Ernst Herrmann** (Bd. 3—7). (7. Werk.) 7 Bände. . . . . . . ℳ 58.80

1. Bd. (Bis 1224.) 1832. ℳ 6.—.
2. Bd. (Bis 1505.) 1839. ℳ 6.—.
3. Bd. (Bis 1682.) 1846. ℳ 10.—.
4. Bd. (Bis 1741.) 1849. ℳ 9.60.
5. Bd. (Bis 1775.) 1853. ℳ 9.60.
6. Bd. (Bis 1792.) 1860. ℳ 8.—.
7. Bd. (Ergänzungsband.) (Von 1791 bis 1797.) 1866. ℳ 9.60.

Rußland. Von **A. Brückner.** (29. Werk.) 1. Bd. (Bis 1725.) 1896 ℳ 12.—

Sachsen. Von **C. W. Böttiger** (Bd. 1—2; 2. Aufl. von **Th. Flathe**) und **Th. Flathe** (Bd. 3). (4. Werk.) 3 Bände . . ℳ 31.60

1. Bd. (Bis 1555.) 2. Aufl. 1867. ℳ 7.60.
2. Bd. (Bis 1806.) 2. Aufl. 1870. ℳ 8.—.
3. Bd. (Bis 1866.) 1873. ℳ 16.—.

Schweden. Von **Erik Gustav Geijer** (Bd. 1—3) und **Friedrich Ferdinand Carlson** (Bd. 4—6). (8. Werk.) 6 Bände . . . . ℳ 44.40

1. Bd. (Bis 1520.) 1832. ℳ 4.50.
2. Bd. (Bis 1611.) 1834. ℳ 4.50.
3. Bd. (Bis 1654.) 1836. ℳ 6.—.
4. Bd. (Bis 1680.) 1855. ℳ 9.40.
5. Bd. (Bis 1697.) 1875. ℳ 12.—.
6. Bd. (Bis 1706.) 1887. ℳ 8.—.

Schweiz. Von **Johannes Dierauer.** (26. Werk.) 2 Bände . . ℳ 18.—

1. Bd. (Bis 1415.) 1887. ℳ 9.—.
2. Bd. (Bis 1516.) 1892. ℳ 9.—.

Spanien. Von **Friedrich Wilhelm Lembke** (Bd. 1), **Heinrich Schäfer** (Bd. 2—3) und **Friedrich Wilhelm Schirrmacher** (Bd. 4—7). (5. Werk.) 7 Bände . . . . ℳ 75.—

1. Bd. (Bis ca. 850.) 1831. ℳ 6.—.
2. Bd. (Bis 1109.) 1844. ℳ 7.50.
3. Bd. (Bis ca. 1500.) 1861. ℳ 7.50.
4. Bd. (Von 1108 bis 1295.) 1881. ℳ 12.—.
5. Bd. (Bis 1369.) 1890. ℳ 10.—.
6. Bd. (Von 1369 bis 1492.) 1893. ℳ 16.—.
7. Bd. (Bis 1516.) 1902. ℳ 16.—.

Toscana. Von Alfred von Reumont. (18. Werk.) 2 Bände. . ℳ 27.—

1. Bd. (Von 1530 bis 1737.) 1876. ℳ 12.—.
2. Bd. (Bis 1859.) 1877. ℳ 15.—.

Venedig. Von H. Kretschmayr. (35. Werk.) 1. Bd. (Bis 1205) 1905 . . . . ℳ 12.—

Westfalen. Von Arthur Kleinschmidt. (27. Werk.) 1893 . . ℳ 12.—

Württemberg. Von Paul Friedrich Stälin. (23. Werk.) 1. Bd. ℳ 16.—

1. Bd., 1. Hälfte. (Bis 1268.) 1882. ℳ 8.—.
1. Bd., 2. Hälfte. (Bis 1496.) 1887. ℳ 8.—.

☞ **Jede Länderabteilung und jeder Band ist einzeln käuflich. Ein komplettes Exemplar der hier aufgeführten Bände der „Geschichte der europäischen Staaten" wird für Mk. 800.— statt Mk. 1354.— geliefert.**

II. Geschichte der außereuropäischen Staaten.

Bisher erschien:

Japan. Von O. Nachod. (1. Werk.) 1. Bd. (Bis 645.) 1906. ℳ 9.—

III. Deutsche Landesgeschichten.

Bisher erschienen:

Braunschweig und Hannover. Von O. von Heinemann. (3. Werk.) 3 Bände . . . . ℳ 24.—

1. Bd. 1882. ℳ 6.—.
2. Bd. 1886. ℳ 9.—.
3. Bd. 1892. ℳ 9.—.

Livland. Von E. Seraphim. (7. Werk.) 1. Bd. (Bis 1582.) 1906 ℳ 6.—

Nieder- und Oberösterreich. Von M. Vancsa. (6. Werk.) 1. Bd. 1905. (Bis 1283.) . . . . ℳ 12.—

Ost- und Westpreußen. Von H. Lohmeyer. (1. Werk.) Bd. 1. 2. Aufl. 1881 . . . . ℳ 3.80

Pommern. Von M. Wehrmann. (5. Werk.) 2 Bände . . ℳ 12.—

1. Bd. (Bis 1523.) 1904. ℳ 5.—. 2. Bd. (Bis 1906.) 1906. ℳ 7.—.
Gebunden in 1 Band ℳ 14.—.

Die in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete. Von E. Jacobs. (4. Werk.) 1883 . . ℳ 8.40

Schlesien. Von C. Grünhagen. (2. Werk.) 2 Bände . . . ℳ 16.—

1. Bd. (Bis 1527.) 1884. ℳ 8.40. 2. Bd. (Bis 1740.) 1886. ℳ 7.60.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Deutsche Geschichte

von

Karl Lamprecht

bringt neben der politischen Entwicklung auch die Entfaltung der Zustände und des geistigen Lebens zur Darstellung. Es wird der ernstliche Versuch gemacht, die gegenseitige Befruchtung materieller und geistiger Entwicklungsmächte innerhalb der deutschen Geschichte klarzulegen, sowie für die geschichtliche Gesamtentfaltung einheitliche seelische Grundlagen und Entwicklungsstufen aufzudecken.

Das Werk erzählt die Schicksale des deutschen Volkes bis zur Gegenwart hinab, diese mit einbegriffen. Es zerfällt in ein Hauptwerk, das die gesamte Entwicklung bis zum Jahre 1870 historisch vorträgt, und in ein Ergänzungswerk, das die zeitgenössische Entfaltung seit 1870 vom Standpunkte der Gegenwart aus behandelt.

Das Ergänzungswerk, in zwei Bänden vollständig erschienen, ist durchaus selbständig gehalten. Als Ganzes bietet es eine gedrungene Einführung in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart.

Das Hauptwerk wird, sobald vollendet, 12 Bände umfassen. Es zerfällt in drei Abteilungen:

I. Geschichte der Urzeit und des Mittelalters (Band 1—4),
II. Geschichte der neueren Zeit, von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts (Band 5 I, 5 II, 6, 7 I und 7 II),
III. Geschichte der neuesten Zeit, etwa 1750 bis 1870 (Band 8—11).

Band 12 wird Register und Nachträge bringen.

Bisher sind erschienen:

vom Hauptwerk die Bände 1—7 I (1, 2, 4, 5 I und 5 II in drei, die übrigen in zwei Auflagen), zum Preise von je 6 Mark, in Halbfranz geb. 8 Mark. Die fehlenden Bände befinden sich in Vorbereitung.

Das Ergänzungswerk liegt in 2 Auflagen vollständig vor in folgenden Bänden:

1. Ergänzungsband: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 1. Band (Tonkunst — Bildende Kunst — Dichtung — Weltanschauung) 6 Mark, in Halbfranz geb. 8 Mark, als Sonderdruck in Leinen geb. 7 Mark,

2. Ergänzungsband, 1. Hälfte: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 2. Band, 1. Hälfte (Wirtschaftsleben — Soziale Entwicklung) 7 Mark, in Halbfranz geb. 9 Mark, als Sonderdruck in Leinen geb. 8 Mark,

2. Ergänzungsband, 2. Hälfte: Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 2. Band, 2. Hälfte (Innere Politik — Äußere Politik) 9 Mark, in Halbfranz geb. 11 Mark, als Sonderdruck in Leinen geb. 10 Mark.

Übersicht

über

die Einteilung des Gesamtwerks.

A. Hauptwerk.

Abteilung und Inhalt	Band	Der ganzen Reihe Band	Einteilung nach Büchern	Anzahl der Kapitel	
I. Urzeit	1.	I.	Buch 1. 2. 3. 4.	zu 2. 3. 2. 3 Kap.	Dazu Einleitung
und	2.	II.	„ 5. 6. 7.	zu 3. 4. 3 „	
Mittelalter	3.	III.	„ 8. 9. 10.	zu 3. 4. 3 „	Dazu Einleitung
	4.	IV.	„ 11. 12. 13.	zu 3. 4. 3 „	
II. Neuere Zeit	1, I.	V, 1.	„ 14. 15.	zu 4. 2 „	Dazu Einleitung
(16.—18. Jahrh.)	1, II.	V, 2.	„ 15. 16.	zu 2. 4 „	
	2.	VI.	„ 17. 18.	zu 4. 4 „	
	3, I.	VII, 1.	„ 19. 20.	zu 4. 4 „	
	3, II.	VII, 2.	„ 21.	zu 4 „	
III. Neueste Zeit	1.	VIII.	„ 22.	zu 5 „	Dazu Einleitung
(etwa	2.	IX.	„ 23.	zu 5 „	
1750—1870)	3.	X.	„ 24.	zu 5 „	
	4.	XI.	„ 25.	zu 5 „	Dazu Schluß.
		XII.	Register und Nachträge.		

Die Bände I—VII, 1. sind erschienen.
Die Bände VII, 2. VIII—XII befinden sich in Vorbereitung und sind innerhalb nicht allzulanger Frist im Druck zu erwarten.

B. Ergänzungswerk.

Inhalt	Band	Einteilung nach Büchern	Anzahl der Kapitel	
Jüngste Zeit	I.	4 Bücher	zu 6. 6. 6. 6 Kap.	Dazu Einleitung
(1870 und Folge)	II, 1.	2 „	zu 6. 6 „	Dazu Umschau
	II, 2.	2 „	zu 6. 6 „	Dazu Umschau und Schluß.

Alle Bände des Ergänzungswerks sind erschienen.

Inhalt der früher erschienenen Bände.

A. Hauptwerk.

I. Abteilung: Urzeit und Mittelalter.

II. Abteilung: Neuere Zeit.

Weltanschauung.

Zweiter Ergänzungsband, 1. Hälfte.

Wirtschaftsleben.

Soziale Entwicklung.

Zweiter Ergänzungsband, 2. Hälfte.

Innere Politik.

Äußere Politik.

Besprechungen.

A. Hauptwerk.

National-Zeitung.

Karl Lamprecht zuerst seit langer Zeit hat den Mut gefunden, den Plan zu einer Geschichte des deutschen Volkes in ihrer vollen Ausdehnung zu fassen und mit der Energie und erstaunlichen Fruchtbarkeit, die ihn auszeichnet, alsbald an die Ausführung zu gehen.

Eine Geschichte des deutschen Volkes will Lamprecht geben, nicht eine Geschichte der politisch-diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen.

Es ist in hervorragendem Sinne Kulturgeschichte, die uns der Verfasser bietet, eine Darstellung der Kulturzustände nach allen Richtungen des vielgestaltigen Lebens: Recht, Verfassung, Wirtschaft, gesellige und künstlerische Zustände werden mit gleicher Sorgfalt und eingehendem, liebevollem Verständnis gezeichnet.

Überall wird man bei den Erörterungen des Verfassers von dem beruhigenden Bewußtsein erfüllt, daß man es mit den Ergebnissen eines ebenso gewissenhaft forschenden wie genial kombinierenden Geistes zu tun hat, eines Geistes voll Eigenart und Originalität, der aber zugleich weit entfernt ist, der Originalität zuliebe den ihm vorliegenden Quellen Gewalt anzutun.

Liter. Centralblatt.

Vor uns liegt hier der erste Band einer deutschen Geschichte, die unter ihren Geschwistern nicht nur einen hervorragenden, sondern auch einen ganz eigenartigen Platz einzunehmen berufen scheint; in solchem Maße schlägt sie neue, von ihren Vorgängerinnen nicht betretene, größtenteils auch nicht gekannte Bahnen ein. Nicht auf die Erzählung äußerer Vorgänge kommt es dem Verfasser an; er setzt vielmehr Leser voraus, welche die Bekanntschaft mit diesen mitbringen. Dagegen legt er das Schwergewicht auf die Entwicklung der inneren Zustände, auf die Abwandlung der ältesten erkennbaren germanischen und selbst vorgermanischen Kulturkeime bis zur Bildung nationaler Verhältnisse in Staat, Recht, Sitte und jeder anderen geistigen Lebensäußerung. Vertraut mit den Resultaten der Einzelforschungen auf jedem einschlagenden Gebiete, weiß er aus ihnen lebensvolle Gesamtbilder zu gewinnen und in einer geschmackvollen, mitunter ins Poetische gehobenen, aber nie ins Phrasenhafte fallenden Sprache dem Leser vor Augen zu stellen.

Deutscher Reichsanzeiger.

Lamprecht hat sich die Aufgabe gestellt, für die deutsche Geschichte das zu leisten, was Mommsen für die römische geleistet hat, eine Kulturgeschichte im wahren Sinne des Wortes zu schreiben, d. h. das Leben eines Volkes nach jeder Richtung seiner geistigen und materiellen Entwicklung zu schildern.

Der erste Band verfolgt die Geschichte des Germanenvolkes von den frühesten Zeiten der Prähistorie bis tief in das christliche Zeitalter hinein; es ist die einzige Darstellung, welche die neuesten Ergebnisse der historischen und ethnologischen Forschung in dieser umfassenden Weise für die deutsche Geschichte verwertet.

Neue Preuß. Zeitung.

Eine nicht zu umfangreiche, aber doch dem wissenschaftlichen Standpunkte gerecht werdende Geschichte Deutschlands ist ohne Zweifel ein vielempfundenes Bedürfnis. Der vorliegende erste Band des Lamprechtschen Werkes entspricht den Anforderungen der Wissenschaft in hohem Grade.

Wir machen auf dies hervorragende Werk unsere Leser ganz besonders aufmerksam.

Frankfurter Zeitung.

Die Bedeutung dieses Werkes ist eine vierfache. Sein Hauptwert liegt zunächst darin, daß es die bisherigen Forschungen — in dem vorliegenden ersten Bande von der Urzeit bis zum Ausgang der Merowinger — zusammenfaßt ... Und Lamprecht ist unbedingt zuverlässig in dem, was er gibt. Dabei ist sein Vortrag so knapp und prägnant, daß oft eine einzige Zeile das Resultat langer Kontroversen bietet; ein unverfänglich scheinendes Beiwort läßt häufig allein erkennen, mit welcher Meisterschaft er den weiten Stoff beherrscht. Als eigene Forschung Lamprechts glauben wir zu erkennen die das ganze Werk einleitende Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins mit ihren feinen Unterscheidungen, denen zufolge im Anfang bloß die Sage, später das Zusammenwirken der Stämme, dann die ritterliche Dichtung, das bürgerliche Element seit der Reformation und erst in neuester Zeit ohne Ansehen der Stände die Einzelpersönlichkeiten schlechthin in ihrem Verhältnis zum Staat die Träger des Nationalbewußtseins gewesen sind. Neu ist ferner die fesselnde Darstellung des Mutterrechts, das Bachofen zuerst, allein ohne Kritik behandelt hat, durch das weite Gebiete der Geschichte, der Sage und des Rechts neues Licht erhalten; nicht minder zeugen die Abschnitte über Verfassung und Geistesleben von selbständiger Forschung. Der dritte Vorzug des Buches ergibt sich aus der Weise, wie die strengsten Forderungen der Wissenschaft mit den Ansprüchen an ein Volksbuch in Einklang gebracht sind. Den größeren Nutzen wird der haben, der sich eingehend bereits früher mit jener Zeit beschäftigt hat; indessen es wird nur vorausgesetzt ein gesundes Denken und die Fähigkeit, über die Enge des alltäglichen Lebens zu der Höhe großer Fragen sich zu erheben. Endlich ist die klassische Sprache zu rühmen, in der Lamprecht die Ergebnisse seiner Studien und Forschungen mitteilt. Man liest sein Buch mit wahrem Genuß und möchte es der schönen Literatur ebenso gut wie der Wissenschaft zuteilen.

Prof. O. Lorenz, Jena. **(Alte Presse=Wien.)**

Der Verfasser schreibt einen sehr gleichmäßigen und echt historischen, in der Form ruhigen, aber in der Sache um so lebendigeren und bis zu einem gewissen Grade enthusiastischen Stil.

Humanist. Gymnasium.

Nach Anlage und Darstellung ist dieses Werk für einen gereiften Leser geschrieben und wird deshalb ein ausgezeichnetes Lehrmittel für die Lehrer sein, die Geschichtsunterricht erteilen.

Charakteristisch für Lamprechts Darstellung ist die Heranziehung des kulturgeschichtlichen Elementes. Kunst, Literatur, Recht und Religion erhalten den gebührenden breiten Raum. Aus diesem Buche ist eben infolge der innigen Verbindung von innerer und äußerer Geschichte mehr Kulturgeschichte zu lernen als in manchen sog. Kulturgeschichten.

Die Darstellung, die nur spärlich von Anmerkungen begleitet ist, zeichnet sich durch einfache Schönheit aus. Das Ganze macht einen durchaus vornehmen Eindruck.

Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen.

Alles in allem eine Leistung, die besondere Anerkennung und Beachtung verdient.

Wohltuend ist auch die patriotische Wärme und Glut, die bei dem Verfasser nie auf hohem Kothurn und in prätentiösem Faltenwurf auftritt, sondern schlicht, wahr und keusch.

Verhandl. d. Direktoren-Versamml. in Ost- u. Westpreuß. XIII, S. 24.

Für die Schule in ihrem höheren Charakter wird Lamprechts deutsche Geschichte, wenn sie erst vollendet sein wird, Leitstern werden, ein in wissenschaftlicher Tiefe, divinatorischer Feinfühligkeit, allseitiger Durchdringung der Kulturzustände geradezu wunderbares Werk.

Pädagog. Archiv.

Das verdienstvolle Werk Lamprechts schreitet rüstig fort. Auch der 4. Band zeigt alle die Vorzüge, die das Studium dieser deutschen Geschichte zu einem Genuß machen: die sorgfältige Benutzung der vorliegenden Arbeiten unter Wahrung des eigenen Urteils, das eingehende Studium auf den Gebieten, die das ergebnisreiche Arbeitsfeld des Verfassers bilden, z. B. das deutsche Wirtschaftsleben, die starke und berechtigte Hervorhebung des Kulturgeschichtlichen, die lichtvolle, gleichmäßige, von echt vaterländischer Liebe getragene Darstellung, die da, wo es der Gegenstand erfordert, des dichterischen Schwunges nicht entbehrt. Auch in diesem Bande führt der Verfasser seinen Plan, die Entwicklung des geschichtlichen Lebens zu liefern, folgerichtig durch. Die äußeren Ereignisse werden nur kurz behandelt, aber recht ausführlich die inneren, besonders die kulturgeschichtlichen Verhältnisse geschildert.

Nachdem die soziale und politische Entwicklung des Bürgertums bis um 1350 dargelegt ist, schildert der Verfasser schlicht und wahr das städtische Dasein und die bürgerliche Gesellschaft. Wir erhalten ein Bild von dem Aussehen der Städte von außen und im Innern; die Bevölkerungshöhe wird behandelt; es werden die Steuerkraft der Bürger und die städtische Finanzpolitik erörtert, die Ausgestaltung des bürgerlichen Lebens im Stadtinnern (z. B. Straßen- und Hausbau, Feuer-, Gesundheits-, Sicherheits- und Sittenpolizei), die Einrichtungen in Handel und Gewerbe geschildert

und farbenreiche Bilder von der bürgerlichen Gesellschaft entworfen. Dieser Abschnitt, sowie die Abschnitte über die Kunst, zuerst über die Architektur, die Ausbildung des Übergangsstils und dann des gotischen Stils, sodann über die Plastik und Malerei gehören zu dem Wohlgelungensten und Lehrreichsten, was dieser Band bietet.

Alles in allem liefert auch dieser Band wieder den Beweis, daß wir es hier mit einem Werke zu tun haben, das der wärmsten Anerkennung und Empfehlung vollauf wert ist.

Prof. Herm. Grimm, Berlin. (Deutsche Literaturztg.)

... Man hat bei Lamprecht durchaus die innere Sicherheit, daß er aus dem Vollen wirtschafte.

Der vorliegende 5. Band gewinnt für mich besonderen Wert, weil die kunstgeschichtliche Partie so breiten Raum einnimmt. Dem Kunsthistoriker kann nichts willkommener sein als das Erscheinen dieser Deutschen Geschichte.

Blätter f. höh. Schulwesen.

Schon wiederholt haben wir an dieser Stelle auf die Vortrefflichkeit und die hohe Bedeutung dieses Werkes aufmerksam gemacht, und man kann wohl annehmen, daß keinem Historiker, ja keinem, der sich für Geschichte interessiert, diese epochemachende Erscheinung auf dem Gebiete der Wissenschaft unbekannt geblieben ist.

Mit einer bewunderungswürdigen Kenntnis der einschlägigen Literatur, die sich auch auf alle kulturgeschichtlichen Gebiete erstreckt, verbindet der Verfasser ein tiefes Verständnis unserer politischen und sozialen Entwicklung, so daß wir überall, wo wir die Bücher aufschlagen, auf originelle, aber auch wohlbegründete Urteile stoßen. Es ist nicht, wie der Verfasser im Vorworte meint, ein bescheidener Beitrag zur Geschichte des Umschwungs in der historischen Methode, sondern es ist der großartige Versuch, diesen Umschwung zu zeigen in der Behandlung der gesamten deutschen Geschichte, und wir können hinzufügen, der wohlgelungene Versuch, der dieser Methode zum Durchbruch, zur Herrschaft verhelfen wird. Die vorliegenden Bände behandeln die Zeit von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis 1524. Besonders interessant ist mir dabei die Einleitung zum 5. Bande gewesen, die über die Bedeutung und den Inhalt der Neuzeit handelt. Aber auch alle andern Kapitel enthalten des Interessanten, des Neuen, oft geradezu Erstaunlichen genug, um überall den Leser zu fesseln und zum Studium anzuregen. Es mag genügen, hier auf die Bedeutung des Werkes noch einmal aufmerksam gemacht zu haben. Seinen Weg wird es von selbst gehen.

Liter. Beiblatt zum Militär-Wochenblatt. Berlin.

Lamprechts Deutsche Geschichte ist ein Geschichtswerk eigentümlichster Art. Der Verfasser erzählt uns nicht die Geschichte unseres Volkes. Er entwickelt sie ....

Das Werk wird einen ersten Platz in dem neuen Zeitalter der Geschichte einnehmen, — es kann einen solchen Ehrenplatz beanspruchen.

Kasseler Allgem. Zeitung.

An Hand= und Lehrbüchern der deutschen Geschichte ist kein Mangel. Bei dem Erscheinen eines neuen, denselben Gegenstand behandelnden Werkes ist man daher von vornherein geneigt, ein solches Unternehmen als überflüssig anzusehen. Mag diese Annahme oft genug ihre Berechtigung haben — bei Lamprechts Deutscher Geschichte ist dies nicht der Fall. Lamprecht, der den von ihm behandelten Stoff vollständig beherrscht und demgemäß auch durchaus unabhängig zu gestalten versteht, verläßt die alten, ausgefahrenen Geleise der Geschichtschreibung, um in neue, bisher unbekannte Bahnen einzulenken. Dies ist neben der ausgezeichneten Kenntnis der einschlägigen Literatur, der starken Betonung des kulturgeschichtlichen Elementes, der tiefen Einsicht in die Entwicklung der wirtschaftlichen, sozialen wie politischen Verhältnisse des deutschen Volkes und der in bestem Sinne volkstümlichen Sprache der größte Vorzug des Werkes. Die Ausstattung des prächtigen Werkes ist eine durchaus vornehme, der Preis des Bandes sehr mäßig.

Tägliche Rundschau. (Berlin.)

Ein neuer Band Lamprecht verspricht stets einen hohen Genuß. So wird ein jeder urteilen, der die bisher erschienenen Bände der Deutschen Geschichte kennt, und wir wollen gleich vorweg nehmen, daß der vorliegende Band wieder alle Vorzüge der Lamprechtschen Geschichtschreibung ins hellste Licht stellt. Die Jahre 1525—1648 umfaßt er, also eine Zeit, die wie kaum eine zweite noch heute die größten Leidenschaften wachruft. Gerade darum aber hatten wir uns gefreut, eben an Lamprechts Hand den genannten Zeitraum wieder einmal zu durchwandern.

Zu den Geschichtschreibern von großartigster Unbefangenheit rechnen wir Karl Lamprecht. Und dazu die andern großen Vorzüge! Neue und bedeutende Gesichtspunkte, staunenswerte Kenntnis der Einzelheiten fallen bei einem deutschen Gelehrten ja nicht weiter auf, aber daß sie verbunden sind mit einer klaren, schwungvollen, stets fesselnden Darstellungsgabe, das ist leider nicht ebenso selbstverständlich bei uns Deutschen. Ferner, welche Kraft der Charakteristik finden wir! Seltener eine ausführliche Schilderung einer Persönlichkeit wie bei Ranke; Lamprechts Kunst beruht darin, in knappen, schlagenden Worten uns eine Persönlichkeit vor die Seele zu zaubern, oder wenn wir sie schon kennen, sie lebensvoller auszumalen. Verwandt ist die Kunst Konrad Ferdinand Meyers; wir wollen nur erinnern an seine „Versuchung des Pescara", oder „Huttens letzte Tage", die in der Reformationszeit spielen; wir wüßten kein größeres Lob zu sagen, als daß uns bei den Lamprechtschen Charakteristiken diese Parallele sich aufdrängte!

Und das alles ist getragen von einer herzlichen Freude an der Tüchtigkeit, Vielseitigkeit und Gemütstiefe des deutschen Volkes. Nicht als ob er die Schwächen unserer Vorfahren beschönigte: er weiß sich aber von einer fehlerhaften Voreingenommenheit offenbar so vollkommen frei, daß er es nicht für unwissenschaftlich hält (wie manche ängstliche Gemüter), auch energisches Lob zu spenden.

Wir können, wie nur je bei einem guten Buche, mit der Aufforderung schließen: Geh hin und lies selbst.

B. Ergänzungswerk.

Kölnische Zeitung, 30. November 1903.

Mit dem letzten Bande (II, 2) „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" hat Karl Lamprecht sein großartiges Werk „Deutsche Geschichte" ergänzt, das durch seine scharfbetonte grundsätzliche Eigenart die Geschichtswissenschaft bis in alle ihre methodologischen Tiefen hinein aufgeregt, zugleich aber durch den Adel der Gesinnung und der Sprache, mit der es die Ergebnisse einer staunenswerten Forscherenergie meistert, die Geister immer wieder selbst für sprödere Stoffgebiete zu erwärmen gewußt hat. Nicht Geschichten erzählen, sondern große geschichtliche Zusammenhänge materieller und geistiger Entwicklung darstellen will Karl Lamprecht. Ihm bedeutet das bunte Kleid der Entwicklung nicht auch ihre Seele, er verzichtet auf die farbenreichen Bilder, mit denen die Hand des Künstlers gern die Helden der Tat und des Gedankens in lebenswarmer Persönlichkeit vor das geistige Auge zaubert oder das Intrigenspiel mit allen seinen Überraschungen über die Bühne gehen läßt. Dafür braucht seine Feder freilich auch nicht zu ruhen, bis in später Stunde die Blüten intimster persönlicher Überlieferung ihre Kelche öffnen, wie die Königin der Nacht. Ungleich so manchem Kollegen, der vielleicht eine Vorlesung über deutsche Literatur nie über graue Anfangsseiten hinausbringt, verfolgt Lamprecht den Strom deutscher Geschichte von seinem hochragenden Quellengebiet an bis zu den breiten Niederungen, in denen die Helmspitzen moderner Massenheere in der Sonne funkeln.

Den aufmerksamsten und dichtesten Zuhörerkreis wird Lamprecht ohne Zweifel dann um sich sammeln, wenn er in seiner nachdenklichen und tiefgründigen Art über die interessantesten Männer, über den Fürsten Bismarck und über den Kaiser Wilhelm II., redet.

Beilage zur Allgem. Zeitung, München, 14. November 1903.

Es ist an diesem Orte (s. Nr. 95 der Beilage vom Jahre 1902) schon einmal auf die Formel hingewiesen worden, unter der der Leipziger Historiker Karl Lamprecht die tausendfältigen Erscheinungen der Kulturperiode, in der wir jetzt stehen, zusammenzufassen bemüht ist. Das geschah bei der kurzen Anzeige des ersten der Ergänzungsbände, die er unter dem Titel: „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit" dem weitausgedehnten Bau seiner Deutschen Geschichte schon vor Vollendung desselben eingefügt hat. Lamprecht hat aus inneren Gründen mitten in der Aufführung dieses Baues eine Pause machen müssen. Bei der Darstellung des nationalen Seelenlebens im 17. und 18. Jahrhundert angelangt, sah er sich genötigt, gleichsam eine architektonische Kulisse zu errichten, um die Verhältnisse und Maße genau beurteilen zu können, in denen das Ganze weiter emporsteigen müßte. Das Zeitalter des individuellen Seelenlebens, das er in dem letzten der bis dahin erschienenen sechs Bände der Deutschen Geschichte darzustellen begonnen hatte, konnte sich ihm, das sah er ein, bei seinem Übergang zu dem mit der Periode der Empfindsamkeit anhebenden subjektivistischen Zeitalter nur dann in voller Klarheit herausentwickeln, wenn er auch die psychischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, vor allem auch der jüngsten Zeit und der Gegenwart, zum Vergleiche heranzog.

Freistatt, München, 6. Februar 1904.

Lamprecht hat für das Verständnis unserer neuzeitlichen politischen Entwicklung ein Meisterwerk ersten Ranges geschaffen, dem die bisherige Literatur nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Die gesamte innere wie äußere Politik des neuen Deutschen Reichs findet eine glänzende Darstellung, die, getragen von einer einheitlichen Gesamtauffassung, sich durch tiefe kritische und analytische Verarbeitung eines ungeheuren Tatsachenmaterials auszeichnet.

La Revue, 1904, No. 309.

M. Karl Lamprecht est peut-être l'historien le plus réputé de l'Allemagne depuis la mort de Treitschke et de Mommsen.

The Fortnightly Review (England), 1904, No. 1.

This volume is an experiment in the writing of history as notable as was that of Carlyle.

The New York Times, 1904, July 2.

The work on the whole is philosophical, comprehensive and stimulating: it ought to be read and pondered by all who are interested in the great question: Whither are we steering on this the great sea of the twentieth century?

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.